

Die Reise des Lucas Leòn nach Sonnenland

von Uwe-Jürgen Ness



“Das Herz voller Allsympathie durchwanderte ich
eines Vormittages ...”

Thomas Mann: Felix Krull

Lektorat: Ilse Siefert & Albrecht Lörcher

Copyright: Uwe-Jürgen Ness

www.uweness.eu

Inhalt

Zum Geleit	Seite 4
I. An Bord und auf See	Seite 5
II. Auf der Fährte von Sonnenland	Seite 10
III. Das Zaubermeer	Seite 18
IV. Lektüre und Lektion	Seite 34
V. Die Quelle des Lichts	Seite 52

Zum Geleit

Viele Menschen berührten die Kreise meines Lebens, manche taten dies sanft, andere jedoch störten sie, mitunter sogar erheblich. Die meisten trieben viel Aufhebens, um den Eindruck zu erwecken, sie seien begehrenswert oder klug. Kurzum, es gab ihrer nicht viele, so doch immerhin einige, bei denen ein Aufenthalt belebend und für mich selbst befördernd erschien.

Lucas Leòn jedoch, dessen Kreise ich vor einigen Jahren selbst stören durfte, war ein besonderer Mensch: Nach vielen Jahren des Zauderns und Zögerns war er doch noch zum Sonnenmenschen geworden. Leider ist er zu früh und vor seiner Zeit verstorben. Daher fällt es mir als seinem Freunde zu, sein exemplarisch menschliches und doch so singuläres Leben festzuhalten, um dergestalt seinem Andenken einen zwar bescheidenen, jedoch aus tiefster Zuneigung erwachsenen Dienst zu erbringen und ihm diese Ausführungen zu widmen.

Bei alldem Vorsatz und meinem Vorhaben will ich davon frei sein – allein weil er nicht mehr lebt – dazu zu neigen, etwa ein Klagelied anzustimmen. Er fiel einem dummen Zufall zum Opfer, so viel für den Augenblick dazu und an dieser Stelle vorneweg. Es entspricht ihm viel mehr und seiner ihm eigenen Art, sein Leben so zu schildern, als sänge ich eine Ode an das Leben selbst. Genauso will ich es fortan beim Abfassen dieser Zeilen halten, wiewohl auch sein Leben – wie angedeutet – nicht frei von Fährnissen und Gefährdungen war. Wie aus der bleiernnen Schwüle des Sommers, dem Blitzen und Donnern, dem Sommergewitter und den stürzenden Wasserbächen sich schließlich doch ein breiter Strom bildet, so gründet auch alles wirkliche Leben im Krisenhaften und Unstetem, sofern es denn findet seine Erdung in der wirklichen Welt des Gegenständlichen und der Dinge. Genug der Vorrede, lassen wir die Geschichte selbst ihren Lauf beginnen und Lucas Leòn seinen eigenen Weg in die weite Welt hinaus finden ...

Swakopmund (Namibia), den 25. August 2008

An Bord und auf See

Der Himmel der Nacht über dem tiefschwarzen, sanft wogenden Meer war klar. Lucas Leòn stand leicht nach vorne gebeugt an der Reeling des Schiffes und hielt sich mit beiden Händen an dem Geländer fest. Er blickte auf das Meer hinaus und atmete langsam. Die Nacht war dunkel, die Luft roch salzig, war kühl und rein. Er atmete langsam, sog sie in langen Zügen, in stetem Takt ein. Bis tief in seine Lunge drang sie ein, wirkte belebend und reinigend auf Körper und Seele. Es war gut gewesen, aus der Enge der Kabine heraus und vor den Gespenstern der Nacht in das Freie zu fliehen und die Weite der nächtlichen Welt zu suchen.

Lucas wandte seinen Blick nach oben: Es war nichts zu sehen, kein Himmel, kein Mond, keine Sterne, bloß ein einziges endloses Schwarz. Eine lichtlose Welt um ihn und über ihm. Er suchte den Horizont und sah, wie in geringer Entfernung die Wellen des Meeres entschwanden, um sich schließlich ganz im Dunkel der Nacht zu verlieren. Er suchte nach der Stelle, an der sich treffen mussten das Meer und der Himmel. Dort, so dachte er, würde er Nuancen im Schwarz finden. Vielleicht sogar erst am fernen Horizont, an dem Himmel und See sich gegenseitig begrenzen würden. Dort fände sein Auge Halt und Ziel. Doch das Ende des Meeres und der Beginn des Himmels fielen zusammen schon in der nahen Finsternis.

So dunkel war sie, so unendlich schwarz war die Nacht. Nichts, kein Unterschied, keine Linie. Lucas nahm sich zusammen, wischte sich die Augen, spannte seine Sinne erneut an, strengte sie an, bemühte sie, aber vergeblich. Ziellos starrte er in das dunkle Nichts der Nacht. Es blieb ein einziges Schwarz, ob oben am Himmel oder ob vor ihm das Meer.

Ein leichter Wind hob an, ein zarter Hauch streichelte seinen Nacken, die kleinen Härchen seiner Haut bewegten sich, zitterten und richteten sich auf. Er spürte zunächst ein zartes, fast erheiterndes Kitzeln bloß, darauf ein sanftes Frösteln, das sich aber bald zu einem heftigen, kalten Schütteln verstärkte. Es setzte sich fort über den Körper bis hin zu allen Gliedern seines Leibes. Binnen der Frist weniger Sekunden wurde ihm bitterkalt und das, obschon das Segelschiff sich in der Nähe des Äquators befand, nicht fern der Westküste Afrikas. Lucas Leòn war ganz alleine. Das Land, das er verlassen hatte, lag viele tausend Kilometern hinter ihm in einer anderen Welt, in einer ganz anderen Zeit und doch in der gleichen Gegenwart. Er musste diese verlassen. Die Leichen der Vergangenheit, die Halbmenschen dort, sie drohten ihn zu erdrücken. Er musste weg.

Obschon es dunkel war, schloss er die Augen: Gesichter im Halbschatten tauchten auf. Er roch den Duft von eben Gebackenem und frisch umgegrabener, dampfender Erde im Frühjahr. Bruchstücke von Musik aus Kirche und Hitparade

erklangen, Stimmen von Menschen ertönten wirr und laut. Alles war ihm bereits vor einem halben Lebensalter begegnet und er hatte geglaubt, all dies längst vergessen zu haben. Ein krudes Wirrwarr von Eindrücken und Gefühlen überflutete ihn. Kaum mehr war es ihm möglich, das, was sich so ungestüm den Weg zu seinem Bewusstsein bahnte, willentlich zu steuern, so wie er es über Jahrzehnte hinweg vermocht hatte. Wie die Bäume eines Waldes, an denen er in einem Eisenbahnzug vorbeifuhr und von denen er nur jeden zehnten oder zwanzigsten für einen kurzen Augenblick lang genauer betrachten konnte, kam ihm all dies vor. Bald erklangen Töne, bald roch er Düfte und vor seinen geschlossenen Augen flackerten Gesichter aus seinem Leben auf, für Sekunden zutiefst lebendig, real und so auch wahr. Noch längst nicht verschwunden, schoben sich andere Figuren darüber, die vorherigen verblassten und ihre Konturen verloren sich im Nichts. Es war ihm, als zöge ein Gutteil seines kleinen und insofern allzu menschlichen, weil unvollkommenen Lebens an ihm vorüber. Aber es war seins und ihm vertraut. Er traute sich endlich in sein Inneres und wurde sich dadurch vertraut. Dieses Gefühl spendete ihm für einen Augenblick lang Trost.

Lucas Leòn richtete sich ein wenig auf, abermals fuhr ihm die Kälte in den Körper. Er schüttelte sich, als wollte er den dicken Alb abschütteln, der auf ihm lagerte, lauerte, ihn lähmte, die Luft nahm, ja beinahe erdrückte. Wohin wollte er? Er wusste es nicht. Er musste sich diese Antwort, wie er sich eingestand, für einige Zeit wohl noch schuldig bleiben. Das Schütteln ergriff und packte ihn abermals. Seine Knie wurden weich, die Hände begannen zu zittern. Sein Körper drohte, sich seinem Geist zu entziehen und sein Animus war gefährdet – das wusste er sofort. Er drohte zu entweichen und zu entgleisen wie ein schneller Zug. So stand er für Sekunden, Minuten da, die sich für ihn wie Stunden ausnahmen. Fast hätte sich Lucas auf die blanken Dielen des Deckes gelegt und wer weiß, ob er je wieder hätte aufstehen können?

Lucas, das erzählte er mir viele Jahre später, war in dieser Situation fast am Ende, aber er fasste den Entschluss, er müsse seiner selbst Herr werden. Zunächst des Körpers, das war dringlich, denn dieser drohte ihm zu entgleiten. Er hob die Brust an, die klare, leicht salzige Luft des Weltenmeeres strömte in ihn ein. Das tat ihm wohl. Lucas reckte und streckte sich, setzte die Muskeln seines Körpers unter den größten Druck. Dann ließ er die Arme und die Schultern fallen, gab alle Anspannung auf und erlaubte, dass sich alles weiten durfte und so seine Muskeln sich entkrampfen und sein Körper sich beruhigen konnte. Sofort spürte er den schnellen Schlag des Herzens, das geschwinde Strömen des Blutes, den Fluss des Lebens. Sein Herz pumpte in jede Ader, in jeden Muskel, jeden Winkel, in die allerletzte Faser das belebende, weil lebenspendende Blut. Lucas war froh, diesen schweren Moment überstanden zu haben. Kurz ließ er wie in einem wilden Tanze oder wie die Holzglieder einer Marionette Arme und Beine zappeln und tun, was

ihnen Körper und Schwerkraft vorgaben. So eroberte sein wilder Wille zum Überleben, sein Leben wieder und das wider seiner natürlichen Anlage. Nun wusste er, dass ihm nichts mehr widerfahren konnte. Er wusste, so wie er seinen Körper zum Gehorsam zu zwingen vermochte, könnte er auch so manche chronisch-üble Überlegung aus seinem Schädel durch seinen befreiten Willen verbannen und endgültig tilgen.

Die Kabine und die Schlafkoje, gerade eben noch von dunklen Träumen und halben Ahnungen erfüllt, erschienen ihm als der bessere Ort als das dunkle Freideck inmitten der zugigen, hoffnungslosen Nacht und der Fahrt ins schwarze Nichts. So kehrte er schließlich in seine Kabine zurück, fand dort eine halbleere Flasche Whiskey vor und drehte sich eine Zigarette. Diese zündete er an, machte sich keine weiteren Umstände und nahm einen beherzten Schluck aus der Flasche.

Es überkam Lucas in dieser einsamen Nacht ein trotzig-glückliches Gefühl: Er war mutig gewesen, er hatte das Zutrauen zu sich gefunden und alles hinter sich gelassen. Er hatte die Brücken abgebrochen nach hinten, nach gestern und früher, in die Vergangenheit und das, obschon noch keine neuen gebaut waren in die Zukunft. Es gab nur den Augenblick, das Jetzt und Gerade musste ihm genügen. Mit seinem Leben verhielt es sich genau wie mit dem Schiff, auf dem er seine Reise vor einigen Wochen begonnen hatte. Es hatte seinen Hafen verlassen und steuerte in der Ferne einen neuen an, nur mit dem Unterschied, dass Lucas den Namen seines eigenen Hafens noch nicht kannte. Es würde nicht der Nächste sein, in dem er und sein Leben anlanden sollten, auch das Schiff würde noch Dutzende von Häfen in vielen Ländern ansteuern. Zunächst spürte er es nur, dann ahnte und schließlich wusste er es fast sicher, dass er den einen, weil seinen Hafen einst erreichen würde. Der schwierigste und schmerzlichste Teil, die Trennung vom Gestern, von wo man kommt und welche die wenigsten jemals so richtig und gänzlich vollziehen können und doch so viele müssten, lag bereits hinter ihm. Das Ärgste war ihm bereits widerfahren, so dass er alles auf ihn Zukommende, Zukünftige, Mögliche neugierig und freudig begrüßen würde.

Lucas Leòn war weit davon entfernt, mit sich und seinem Leben zu hadern, wie man meinen könnte, er war fast ein wenig froh, dass sich alles bereits für ihn geklärt hatte. Denn er wusste nur zu gut, dass der Weg, den er eingeschlagen hatte, ein weiter ist und sich auf die ganze Lebensfrist eines Menschen bemessen kann. Zu Ende, bevor sie ihr natürliches, weil biologisches Ende finden, gehen ihn die wenigsten. Und Lucas Leòn war gerade erst Anfang dreißig geworden. Wie auch Lucas früher, halten viele Menschen die Weisheit, Ironie und Abgeklärtheit des Alters für ein Zeichen dafür, dass sie diesen Weg gegangen sind. In Wahrheit sind diese bloß die stete Gewöhnung und die wachsende Gelassenheit gegenüber dem schon seit langem Bekannten. Und der Mensch neigt dazu, durch beständige Wiederholung und alltägliche Gewöhnung selbst die abartigsten Dinge irgendwann

für normal und richtig zu halten, das wusste Lucas nur zu gut aus seinem eigenen Leben. Gepaart ist diese scheinbare Gelassenheit meist mit Zynismus, da der Mensch, je mehr Jahre er zerrinnen und zerfließen sieht, sich umso drängender seiner eigenen Begrenztheit bewusst wird. Der meisten Menschen Leben ist und währt kurz, obschon es lange anzudauern vermag, kam ihm in den Sinn. Diesem schlechten Gewissen gegenüber den vielen, arglos verschleuderten Potentialen, die jeder einmal hatte, begegnen die meisten mit beißendem Sarkasmus gegenüber anderen und ätzender Ironie gegenüber sich selbst. Diese Potentiale sind aber, wie Lucas selbst erst unlängst erfahren hatte, auch wenn sie vor langer Zeit bereits zugeschüttet wurden, nicht gänzlich verloren. Vielmehr kann man sie auch nach vielen Jahren reizen und hervor kitzeln, selbst dann noch, wenn man längst in einem Leben gefangen ist, das sich doch so zufällig, eigentlich planlos entwickelt und seinen Fortgang gefunden hatte.

Eine der Voraussetzungen für diesen zugegebenermaßen schwierigen und auch gefährlichen Prozess, so ahnte er, müsste eine Art Fernsein vom alltäglichen Leben, von Beruf, Familie und Freunden sein. Diese Entfernung und Distanzierung gegenüber dem eigenen Leben kann auf einer längeren Reise gewonnen werden, die man allein unternommen und auf die man wenig mitgenommen hat, was einen an sein Leben und dessen vermeintlich große Sorgen erinnert. Dann geschieht vieles fast von selbst. Gleichsam unversehens und unverhofft eignet man sich so neue Werte und Gesetze an und sieht alles viel deutlicher und grundsätzlicher, als man es bis dato jemals vermochte. Es schien Lucas, als sei er endlich zu dem innersten Kern seines Wesens, seines Ichs vorgedrungen, der hinter all dem Gestrüpp, von dem er glaubte, es sei sein Leben, verborgen lag. Seine Lebenslügen, die so jeder Mensch hat, lagen plötzlich bloß. Durch diese tiefen Einsichten hatte er seit einiger Zeit eine Gelassenheit und Heiterkeit gewonnen, die er viele Jahre lang vergeblich gesucht und mitunter auch gespielt hatte, die aber erst jetzt ganz ehrlich und natürlich geworden waren. Lucas war frei geworden vom täglichen Spiel der Rollen und Zwänge, die immer wieder durch falsche und in die Irre führende Erwartungen anderer entstehen und worauf wir uns nur allzu willig viele Jahre lang einlassen.

Es war ein langer und beschwerlicher Weg, von dem er oft versucht war abzukommen, denn alles wirkliche, vollständige Leben erwächst aus der Gefährdung, aus der Krise, so dachte Lucas. Und weil dieser Weg kein einfacher sein würde, war Lucas manchmal dazu geneigt, vermeintliche Abkürzungen zu nehmen. Man erreicht den Zustand der Freiheit und das Vermögen, zugeschüttete Potentiale freizulegen und zu nutzen, jedoch erst dann, wenn man gegangen ist durch ein läuterndes Feuer, das einen zu entflammen und zu verbrennen droht, oder über einen schmalen Grat, von dem man links und rechts in die Tiefe stürzen kann und man doch aus eigener Kraft wieder den festen Boden erreicht.

Das Land, das sich dann vor uns öffnet und wie das breite Delta eines Stromes sich weitet, ist so bunt und betörend, unermesslich groß und unendlich weit, dass uns unsere bisherige Heimat, unsere Vergangenheit, kurzum all das, was wir für unser Leben hielten, nunmehr wie eine kleine, falsche Idylle erscheint. Als heile Welt kam sie uns bloß deshalb vor, weil sie uns seit Langem vertraut war, wir uns mehr schlecht als recht darin einrichteten und sie für unser Leben hielten. Wir ahnten noch nicht einmal, wie groß und farbig die richtige Welt ist, also wie konnten wir sie vermissen, uns nach ihr sehnen oder gar nach ihr streben? Um wie viel riesiger und bezaubernder ist jedoch das Land, das nunmehr vor uns liegt? Endlich war Lucas so frei geworden, dass er sich auf alles einlassen konnte, auf andere nicht weniger als auf sich selbst. Dies empfand und erkannte er als seine wohl wertvollste Gabe.

Nach einiger Zeit, es mochten Viertelstunden gewesen sein, verspürte Lucas ein wohliges Behagen und eine tiefe Zufriedenheit. Er war unendlich erschöpft, eine träge Schläffheit überkam ihn aus seinem Inneren, legte sich über ihn und seine Glieder wurden schwer. Ein taubes Kribbeln in den äußersten Spitzen der Finger und Zehen mahnten ihn an die Verausgabung der vielen arbeitsreichen Tage und fiebrigen Nächte, welche sich zu Jahren addierten, in denen er nicht wirklich bei sich selbst gewesen war. Er nahm einen weiteren tiefen Schluck aus der Whiskeyflasche und schlief alsbald wohligh-warm und geborgen ein.

Auf der Fährte von Sonnenland

Am Morgen wurde Lucas durch das helle Läuten der metallenen Schiffsglocke geweckt. Es war ihm jäh und ziemlich unpassend, da er soeben noch in einem langen Traum inbegriffen war, dessen Ausgang jedoch dem Klingeln der Glocke zum Opfer fiel. Für gewöhnlich hatte er sich in seinem recht leichten Schlaf dem Wechsel von Hell und Dunkel, Tag und Nacht angepasst, doch heute war ihm die Nacht entschieden zu kurz. Noch etwas trunken von Schlaf taumelte er Deck. Die mehr halben Gedanken und doch ganzen Einsichten der Nacht drohten im Licht des neuen Tages zu verblassen, was er zu verhindern versuchte, sie sollten mehr als eine vage Erinnerung bleiben. Seine Träume, Ahnungen und Gedanken waren für Lucas wieder genauso wirklich geworden wie die Welt der Dinge, der Natur und der Menschen darin. Er wollte an ihnen festhalten, ihnen gewahr und bewusst bleiben, nachdem er viele Jahre sein eigenes Innenleben fast sträflich vernachlässigt und ihm nur wenig Beachtung geschenkt hatte. So wie er es als Kind vermochte, hatte Lucas wieder begonnen, seine innere Welt neugierig zu erfühlen und freudig zu erkunden – kurzum, sich auf sie einzulassen.

Ohne eine Morgentoilette, die später folgen sollte, trat er aus dem Dunkel des Unterdecks heraus, verlor kurz in der gleißendhellen Morgensonne die Orientierung, wandte sich dann aber in Richtung der Kombüse. Dort fand er Jimmy vor, den schwarzen, ziemlich korpulenten Schiffskoch aus South Carolina. Von Jimmy erhoffte er sich einen starken, schwarzen Kaffee. „Hohohoooo, Mr. Leòn, did you sleep well?“, feixte Jimmy in seinem bärig-brummigen Singsang und mit einem feisten Grinsen über seinem runden, stets etwas schwitzigen Gesicht. Was für eine überflüssige Frage, grollte insgeheim Lucas, denn sein zerzaustes Haar und die dicken, dunklen Ringe unter den Augen lieferten bereits beredtes Zeugnis davon ab, wie es ihm wohl gehen mochte.

„Sure, did I sleep well, but the only thing I need right now is a big, strong black coffee“, erwiderte Lucas mit tiefer Stimme und log damit ein wenig. Dabei brachte er immerhin ein Lächeln zustande und war darüber recht froh. So kurz nach dem Aufstehen, noch kaum zu einer Wortsilbe fähig, wählte er den nahe liegenden Weg des geringsten Widerstandes. Für sich selbst hatte Lucas die kleine Lüge bereits verziehen, bevor er sie überhaupt ausgesprochen hatte. Sein erstes Ziel war, in der Welt des Faktischen anzukommen und hierzu diente ihm Jimmy's schwarzer, starker Kaffee als vermeintlich sublimes Vehikel. Jimmy gab ihm diesen endlich und unterließ es auch, weiter nachzubohren. Jimmy dachte wohl, so wie der Kerl heute wieder aussieht, hat er gestern sicher kräftig und wiederholt dem Whiskey zugesprochen. Das jedoch verstand er gut und so gab er Mr. Leòn mit einem breiten Grinsen die große Tasse. Für Leòn war es in diesem Augenblick nicht

weiter wichtig, was Jimmy mutmaßen mochte und deswegen verzichtete er darauf, ihm irgendeine Erwiderung entgegen zu setzen. „Thank you, Jimmy for that“, murmelte Leòn, warf ihm einen dankbaren Blick zu, lächelte ein wenig, indem er in die weiße Zuckerdose griff, um den Kaffee zu süßen, und ging davon.

Lucas Leòn nahm nichts weiter wahr, das Gehen und das Herumbalancieren der etwas übervollen Tasse erforderte die völlige Bündelung seiner halbawachen Sinne. So schlurfte er Richtung Freideck, setzte sich auf ein leeres Holzfass, drehte sich aus dem dunkelbraunen, nach seinem Geschmacke etwas zu feuchten Tabak eine Zigarette, zündete diese an, sog den Rauch tief ein und nahm den ersten Schluck. Sofort spürte er die belebende Wirkung beider Gifte. Des Morgens bringen sie den Körper in Schwung, helfen einem, sich der Nacht zu entbinden, um im Tag und in der Welt anzukommen, dachte er. Inwieweit die wiederholte und dauerhafte Verwendung der beiden Stoffe vielleicht mehr ein lange gepflegtes Ritual als von echter physiologischer Wirkung war, diese ernste Frage beließ er fürs Erste, wie er meinte, aber im Grunde genommen schon seit ziemlich langer Zeit ohne eine Antwort. Da die ganze Welt so voller Rätsel war, mussten die banalsten Dinge nicht immer zuerst geklärt werden, entschuldigte er sich vor sich selbst.

Lucas nahm den zweiten Schluck, zog etwas zu stark an der Zigarette, hustete kurz und blickte in die Welt: Es mochte gegen neun Uhr sein, die Sonne hatte bereits ein Viertel ihres täglichen Weges hinter sich gebracht und erst jetzt wurde ihm klar, dass er sich inmitten von Menschen wieder fand. Auf dem Deck des Schiffes herrschte unter den Männern lärmende Geschäftigkeit und emsigste Anspannung, so wie er sie bisher selten verspürt hatte. Gereizte Blicke, harsche Befehle, flotte Widerworte erfolgten in raschem Wechsel während der eifrigsten Betriebsamkeit. Er wunderte sich ein wenig darüber, dass ihn dieses hektische Treiben nicht viel früher aufgeweckt hatte, gerade eingedenk seines leichten Schlafes. Das Schiff war während seiner nächtlichen Fahrt, wie man durch die lautstarken Mitteilungen der Mannschaft untereinander erfuhr, von seinem Kurs abgekommen: Ob durch Strömung, Wind oder Versehen des zweiten Steuermanns, das war strittig. Die Männer verrichteten ihre Arbeit unter Hochspannung und bisweilen hörte man auch Flüche, die sich abwechselnd an den Himmel, den Wind und das Wasser richteten, aber am meisten gegen die bekannte Trunksüchtigkeit des zweiten Steuermanns, nämlich Olaf Coxy. Es war dies die Ursache, welche unter den Männern entschieden die größte Anhängerschaft fand. Für sie war sein ständiges Saufen, auch während des Dienstes, fast ohne Zweifel der wahre Grund für den falschen Kurs, auf dem sich das Schiff nun befand. Da der Wind in der Nacht gegen den Kurs des Schiffes gestanden hatte, waren die Segel eingeholt worden. Entweder hatte man die Strömung falsch eingeschätzt, die das Schiff in Folge vom Kurs abbrachte, oder aber - und das war das Wahrscheinlichere - hatte der zweite Steuermann in der Nacht das Ruder nicht nur um ein paar Grade, sondern in beträchtlichem Ausmaß falsch gelenkt.

Die Männer hatten es nun zu richten, das Hauptsegel, die Neben- und Navigationssegel wurden gehisst, der Kurs neu berechnet, das Ruder neu ausgerichtet, um das Schiff wieder auf seinen planmäßigen Kurs zu bringen. Behände schlängelten sie sich an den drei Schiffsmasten empor, kletterten von da auf die Rahen, hingen dort, alleine mit ihren Füßen und Knöcheln in den dicken Tauen verschlungen, um die Segel zu straffen und zu hissen. In diesen fand sich alsbald wieder Wind ein, der das Schiff nun zurück- und voranbrachte auf dem Kurs zum nächsten Hafen, dem vorläufigen Ziel. Für Lucas Leòn jedoch war der nächste Hafen kein Ziel, sondern bloß eine Zuflucht vor dem Gestern, dem Bisherigen. Den Männern der Mannschaft hingegen versprach er vieles: Land- und besser noch Freigang, festen Boden unter den Füßen, Lohn, gutes Essen, wohlfeile Weiber, billigen Whiskey, bis spät zechen und lange Ausschlafen, kurzum das, was sie gern immer hätten. Aber dieses Plaisir währte meist nur ein paar Stunden, selten einige Tage und war meist auch nur befristet und mitunter sogar erkauft. „Was soll's auch?“, dachten sie sich, sie lebten im Heute und zerbrachen sich nicht den Kopf über das Morgen. Nicht von ungefähr kommt es, dass seit Menschengedenken in den Bierkneipen und Weinstuben der Hafenstädte allerlei herzhaft gebratenes Fleisch und Fisch gereicht wird und diese zudem von zahllosen Mädchen und Frauen bevölkert werden. Doch bis dahin sollte es noch dauern.

Während Lucas dies dachte, war er vollends aus der trüben Nacht in der lichten Helle des Tages und auf dem Deck des Schiffes angekommen. Er blickte hoch zum Hauptmast und in den Himmel und sah die Matrosen, zumeist Anfang Zwanzig oder ein paar Jahre älter, bei ihrer Arbeit. Sie lärmten, riefen einander zu, „Du, mach' rüber das Seil, ich fang' es“, tauten, streckten und hissten schließlich das Hauptsegel. Dabei waren sie nicht ganz frei von einer gewissen Selbstgefälligkeit, wie Lucas alsbald bemerkte.

Viele Norweger und Dänen mit semmelblondem Kraushaar gab es unter ihnen, doch zunächst verfiel und hielt sich Lucas' Blick fest an einem jungen Vietnamesen. Es fiel ihm stets schwer, das Lebensalter eines Menschen zu bestimmen, er war trotz guter Beobachtungsgabe darin nicht wirklich der Glückliche, zu all dem war sein Blick eher an Europäern geschult. So schätzte er ihn schließlich auf knapp zwanzig Jahre. Er sollte sich täuschen, kurz darauf erfuhr er nicht nur seinen Namen, sondern später auch sein Alter und noch viel mehr. Eigentlich war er viel zu groß für einen Vietnamesen. Er war mit besonderem Eifer bei seiner Arbeit, winzige Perlen von Schweiß bildeten sich durch die Anstrengung auf seiner dunklen Haut. In kleinen, feinen Rinnsalen flossen sie von seinen Muskeln herab, sammelten sich an den deutlich sichtbaren Sehnen und Adern seiner Arme und Beine und fielen von dort bei jeder raschen Bewegung und im hellen Licht des Morgens gut sichtbar von seinem Körper ab. Sein tiefschwarzes Haar, an den Seiten kurz gehalten, kräuselte sich über den ganzen Kopf von vorne

nach hinten in die Höhe und dieser Haarkamm gab ihm etwas Wildes, betonte seine Jugend. Sein Gesicht war nicht etwa rund, wie es angesichts seiner Herkunft zu erwarten gewesen wäre, sondern eher länglich wie bei Europäern. Die tiefdunklen Augen und die vollen Lippen hingegen waren rund und weich geformt. Die Nase wiederum war ganz und gar europäisch ausgebildet: Für einen typischen Vietnamesen wäre sie viel zu groß gewesen, aber in sein Antlitz fügte sie sich wohl ein und war überaus recht an ihrem Platze. In seinem Mund blitzten weiße Zähne. Dieser selbst schien einem steten Spiel der Launen verfallen zu sein und legte beredtes Zeugnis ab von einer reichen Gefühls- und Stimmungswelt, wie Lucas dachte. Er vermutete bei Phong eine sehr natürliche, unverfälschte, bisweilen vermutlich nicht ganz einfach zu beherrschende, kurzum eine überaus rege und wache Emotionalität. Irgendwie kam es Lucas vor, als schwebte und bewegte sich Phongs Wesen zwischen den beiden Polen eines kindlich-wilden Drangs und einer beherrscht-melancholischen Demut. Die Größe, Kraft und die deutlichen Konturen Europas, so schien es Lucas, verwoben sich mit der Weichheit, Sinnlichkeit und tiefen Melancholie Asiens.

Neugierde weckt nicht das Offenkundige, Eindeutige und Zweifelsfreie, sondern immer das Rätselhafte, Vermutende und Mehrschichtige, so auch bei den Menschen. Anmut und Sinnlichkeit treten zumeist bei den Menschen am Ausgeprägtesten zu Tage, in denen sich die Völker der Welt, ihre Formen und Hautfarben, Größen und Eigenschaften vermengen. Ja, mehr noch, die Völker vermischen sich nicht nur in ihnen, sondern verbinden und steigern sich gegenseitig, schaffen neue Anmut und begründen eine nur ihnen innewohnende besondere Grazie, so hatte es Lucas schon immer empfunden. Was für ein schönes Menschenkind Phong war, so unbestimmt in seiner Herkunft und so unentschieden in seinem Wesen!

Phong hing ganz weit oben im Hauptmast und war mit dem langen Tau des erst unlängst gehissten Hauptsegels beschäftigt. Er war für diese Arbeit wohl bestimmt worden, weil er zum einen sehr wendig, zum anderen sehr kräftig und groß gewachsen war. Die anderen Matrosen brüllten ihm von den Masten zu „Phong, there it is“, dann wieder, „Phong, gib’ das Tau ihm rüber, mach’ es fest“. Phong also war ein Name. Phong war unermüdlich, er war gefangen in seinem Tun und in der in ihm aufkeimenden Idee, schließlich doch den Augenblick zu erleben, in dem er für alle sichtbar wurde und sich im Zentrum aller Aufmerksamkeit befand. Monatelang hatte er gehofft und gehadert, was er denn auf dem Schiff mehr tun sollte, als lediglich seinen Lebensunterhalt auf eine mehr schlechte als rechte Art und Weise zu verdienen und ob das Ganze nicht mehr als das allein sein durfte. Er hatte gewartet nicht im Sinne von kalkulierter Berechnung, sich gezielt in den Vordergrund zu rücken, aber er wollte doch offenkundig für alle unter Beweis stellen, dass er seinen Platz auf diesem Schiff zu Recht einnahm. Er wollte an- und

aufgenommen werden, beweisen, dass sein Dasein an Bord dem Sinn des Ganzen entsprach.

So ergab es sich, dass er an diesem Morgen ganz unvermittelt und obschon er sich eigentlich auf einem nachgeordneten Posten befunden hatte, urplötzlich wiederfindet im Mittelpunkt des Geschehens: Er wurde nicht nur mit allerlei Aufgaben betraut, sondern auch mit aufmunternden Sprüchen seiner Mannschaft belohnt, die Erwartungen, gar Hoffnungen auf gutes Gelingen und schließlich auch Lob an ihn richtete. Eigentlich wurden sie erst jetzt zu seinen Kameraden. Er gefiel sich wohl in dieser Rolle, weniger aus Gründen der Selbstverliebtheit oder Selbstgefälligkeit, viel mehr aus dem schüchtern-bescheidenen Wunsch heraus zu ihnen zu gehören. Er wollte nicht bloß geduldet, sondern aufgenommen werden. Fern der Allüren eines gefeierten Schauspielers oder Sängers, war er aber doch der Überzeugung, dass sein völliges Verschmelzen mit der Mannschaft voraussetzte, dass er sich zuvor ihr gegenüber und eigentlich auch jedem einzelnen auszeichnete. Er musste zeigen, dass er als Einzelner in ihrer Mitte viel vermochte, um schließlich, wenn er dies erreicht hatte, sich nicht etwa als Wort- oder Rädelsführer zu gebärden und nach weiteren Erfolgen zu streben. Vielmehr wollte er als ein geachtetes Glied, als ein nicht so einfach zu ersetzender, so doch zentraler Teil der Mannschaft fortan leben und sich dadurch vor sich selbst rechtfertigen.

Lucas wandte sich ab vom Geschäft der Mannschaft, trank den letzten Schluck seines Kaffees, warf die Zigarette über Bord und ging auf die Schiffskombüse zu, wo er mit den anderen Fahrgästen gemeinsam zu frühstücken pflegte. Selbstredend nicht in der Schiffskombüse selbst, wo stets ein Wirrwarr aus Töpfen, Pfannen, Schüsseln und Eimern herrschte und in denen es gleichzeitig brodelte, spritzte, dampfte, köchelte und bruzelte. Vielmehr waren auf dem Freideck darüber unter einem großen dreieckigen, straff gespannten Sonnensegel fünf hölzerne Tische mit Stühlen aufgebaut. Die Tische waren eingedeckt mit Frühstücksgeschirr, Besteck, Gläsern und Tassen. An den Anblick gewöhnt, wie in europäischen Hotels die Frühstückstische und Büfets auszu sehen pflegten, erschien ihm dieses morgendliche Arrangement zwar etwas unbeholfen, aber doch erfrischend schlicht.

Der Himmel war azurblau, die Sonne grollte, die See bläute, das Schiff schipperte leicht dahin in einer sanften Brise Richtung Süden. Mit keiner weiteren Störung von Seiten der Natur war zu rechnen. Lucas roch Ei und Speck und angesichts der reinen Salzluf t des Meeres verspürte er ungemeinen Appetit. Auf dem Freideck fanden, sofern es die Witterung erlaubte, stets die Mahlzeiten der Passagiere statt, mitunter gesellten sich auch die Schiffsoffiziere dazu. An diesem Morgen jedoch, weil sich das Schiff fern seines anvisierten Kurses befand, waren die Passagiere unter sich. Denn die Offiziere waren mit neuen Berechnungen über die

augenblickliche Position, den zukünftigen Kurs und mit Instruktionen, welche sie der Mannschaft zu erteilen hatten, gänzlich in Beschlag genommen. Selbst Kapitän Eton Fagan fehlte in der morgendlichen Runde. Sonst war er gerne geneigt, sich aus den kleinlichen, technischen Details an Bord herauszuhalten und bei Tisch mit Passagieren und Offizieren mehr oder minder geist- und gehaltvolle Kommunikation zu pflegen - andere sagten, zu üben. Lucas setzte sich mit einem „Guten Morgen“ an den Tisch, welches von den anderen etwas nachlässig erwidert wurde und aß fast ohne Unterlass: Vom orangegelbem Ei, gebraten in sämiger, golden schimmernder Butter, dazu den knusprigen, leicht salzigen Speck, das feste weiße Brot und den zwar etwas runzligen, so doch pikant eingelegten grünen Gurken und schwarzen Oliven. Dazu trank er wegen seines Whiskeybrands nur Wasser. Nach dem Essen wollte er sich abermals einen tiefschwarzen und zuckersüßen Kaffee geben lassen, den Jimmy im Hafen von Freetown, der Capitale Sierra Leònes, erstanden hatte. Er hoffte so, seine Lebensgeister endgültig zu zwingen, im Jetzt anzukommen.

In Freetown hatte das Schiff vor einigen Tagen angelandet, um die Vorräte zu ergänzen und dahin hatte die Schiffsführung auch die Reederei in Hamburg angewiesen, die Post für das Schiff und die Mannschaft schicken zu lassen. Zwischen Guinea im Norden und Osten sowie Liberia im Südosten gelegen, erstreckt sich Sierra Leone über ein paar Hundert Kilometer entlang der Küste Westafrikas. Es befindet sich genau an der Stelle, sofern man sich die Umriss Afrikas als die eines Revolvers vorstellt, wo dieser seinen vorderen Übergang zum Revolvergriff hat. Das Land erhielt seinen Namen „Löwenberge“, da die portugiesischen Entdecker auf der Halbinsel, auf der das heutige Freetown angesiedelt und die dem Festland ein wenig vorgelagert ist, Löwen vermuteten. Die Portugiesen glaubten sogar, von ihren Schiffen aus das Gebrüll der Löwen zu hören. Die Mende, Temne und Limba, die Völker Sierra Leones, hingegen erklären sich den Namen mit den Umrissen der beiden runden Berge, die vom Meer aus gesehen als erstes Zeugnis des nahe liegenden Landes sich vom Horizont abheben und aus deren Gestalt man in der Tat vermuten könnte, es liege da ein schlafender Löwe. Ein gewisses Maß an Phantasie braucht man hierfür schon, dachte Lucas, als er sich auf dem Schiff dem Hafen von Freetown näherte. Aber daran mangelte es ihm ja zu kaum einer Zeit in seinem Leben.

Wie mit seinem Namen, so verhält es sich auch mit dem Land an sich: Eigentlich hätte der mit mineralischen Schätzen reich gesegnete Staat eine gute Chance, sich zu entwickeln und zu entfalten. Zumindest müsste er nicht zu den ärmsten Staaten der Welt zählen und die Menschen müssten auch nicht so früh wie kaum irgendwo sonst auf der Welt sterben, wenn sie in Frieden leben könnten und die Bedingungen anders wären. Inzwischen von den anderen Ländern zur Kenntnis genommen und leidlich befriedet, sind die Zeugnisse des viele Jahre herrschenden Bürgerkrieges vor allem als Spuren an den Menschen immer noch augenfällig. Die

Schätze des Landes, Diamanten, Chrom und Bauxit, waren damals an der Staatskasse vorbei verscherbelt worden, um einen langen und schmutzigen Krieg zu bezahlen, der im benachbarten Liberia geführt wurde und der immer wieder auf Sierra Leone übergriff und auch dieses Land heimsuchte. Mme de Meester hatte dies angelegentlich eines kurzen Gesprächs mit Lucas Leòn berichtet, das beide an Deck stehend beim Einlaufen des Schiffes in den Hafen von Freetown führten. Sie hatte viele Jahre lang bis zum frühen Tod ihres Gatten, eines protestantischen Missionspredigers aus Antwerpen, mit diesem in Sierra Leone gelebt. Dann war die robust-resolute Belgierin mit Ende Vierzig in ihre Heimat zurückgekehrt, wurde jedoch einige Jahre später erneut von Fernweh gepackt, buchte sich eine Schiffsreise und gelangte so an Bord der Alex Hume. Mme de Meester erzählte Leòn, wie Menschen zu dieser Zeit planmäßig und massenhaft verstümmelt, wie Kinder mit elf oder zwölf Jahren in die Armee gezwungen und zu Soldaten gemacht wurden. Auch Lucas Leòn fielen während seines halbtägigen Aufenthalts an Land die vielen krüppelhaften Gestalten in Freetown ins Auge. Beim zweiten Blick sah er die zahllosen Wunden an den Seelen, welche in solchen Kriegen an Menschen, besonders an Kindern, geschlagen werden und die viele Jahre später noch brennen und eitern, um schließlich dann doch zu verkrusten und vernarben. Bloß sichtbar, dachte Lucas Leòn, bleiben sie ein ganzes Menschenleben lang. Ein Spaziergang durch so eine Stadt, in der vor kurzem noch Blut vergossen wurde, so als ob man Wasser verschütete, wurde ihm ganz unversehens zu einem Bad in einem Meer von traurigen Menschaugenpaaren. Mme De Meester hatte sogar selbst gesehen, wie manche Menschen einfach vor Erschöpfung oder Krankheit auf offener Strasse umfielen, liegen blieben und keiner sich um sie kümmerte. Tagelang war sie an so einer ausgemergelten Leiche vorbei gegangen und sie erzählte mit der fachlich-nüchternen Gelassenheit eines altgedienten Pathologen, die Leòn mehr verwunderte als entsetzte, wie erst in dichten Schwaden die dicken, schwarzen Fliegen mit den schillernd grünen Augen kamen, sich an Nase und Ohren zu schaffen machten und in den Mund krabbelten und kletterten. Darin legten sie dann ihre Eierbrut ab, aus der alsbald die Larven schlüpfen und denen der modernde Menschenschädel als grausig-wohlige Kinderstube und Fress-Stätte diene. Dann kamen nachts die Ratten und nagten an Rumpf und Gliedmaßen, rissen ganze Stücke heraus, schließlich gesellte sich allerlei anderes Getier hinzu, insbesondere Insekten, wie dicke, schwarze Käfer. Wohl aus der Furcht heraus, einmal selbst auf der Straße einfach so zu verrecken und liegen zu bleiben oder vielleicht aus bloßen ästhetischen Gründen erbarmten sich irgendwann die anderen Menschen dann doch ihrer Artgenossen, sammelten die halbverwesten Körper ein und verbrannten sie in offenen Holzfeuern am Straßenrand.

Für gewöhnlich stets zum Plaudern, Erzählen und Zuhören am Tisch geneigt, beschränkte Lucas Leòn sich an diesem Tage, gerade wegen der jüngsten Bilder

und Eindrücke aus Freetown, welche ihn nun reichlich und gerade zur Unzeit überströmten, auf höflichen Small-Talk über unverfängliche Dinge, wie etwa das Wetter, die vermutliche Position des Schiffes und das Essen. Er aß unterdessen und trotz der grausigen Gedanken rasch, doch ohne nervöse Hast seine Eier mit Speck, danach ein paar der Früchte, welche in Sierra Leone gekauft worden waren und die sich noch einige Tage an Bord gehalten hatten. Er war müde von der ruhelosen Nacht und beabsichtigte, sich für einige Stunden zurückzuziehen. Er wollte für sich alleine sein und ausruhen in dem großen Netz, welches zwischen dem Vordermast, der fast rechtwinklig über das Meer ragte, und dem Bug des Schiffes gespannt war. Mit einem kurzen Gruß in die Runde verabschiedete er sich, suchte das Vorderdeck auf und fand dort nach all der Aufregung, die vor Stundenfrist auf dem Deck noch geherrscht hatte, niemand sonst von Mannschaft und Passagieren vor. Die Besatzung war nun selbst beim Essen, die anderen Passagiere beim vergnügten Plaudern, Sonnenbaden oder Angeln. Glücklicherweise war auch das Netz, einer seiner liebsten Plätze auf dem Schiff, von niemandem besetzt, und so kletterte er über den Schiffsbug hinüber, krabbelte über die groben Maschen des straff gespannten Netzes, drehte sich darin und legte sich auf den Rücken.

Das Zaubermeer

Es war inzwischen später Vormittag geworden, in ein oder eineinhalb Stunden würde die Sonne ihren Zenit erreichen. Der Himmel über dem Schiff war klar und beim Blick nach Osten in einem hellen Blau gehalten, doch von Westen her nahte ein weißes Meer aus Wolken. Wie mit einem riesengroßen Zollstock gezogen war die Linie zwischen den beiden Himmelsphären. Jenseits dieser Grenzlinie jedoch verriet keine auch noch so kleine Lücke, kein Spalt, dass hinter dem leuchtenden Schneeweiß des Wolkenteppichs das endlose Indigo des Himmels über Afrika sich verbarg.

Doch die Linie war bei näherem Blick auf die herannahende Wolkenarmada nicht gar so klar gezogen, wie es Lucas zunächst schien, vor dieser Front jagten bisweilen einzelne Wolken her. Einige davon kamen ihm vor wie Reiter auf wolkigen Pferden, welche dem langsameren Fußvolk in einem Kriegszug vorausziehen, es vorwärts treiben, es aufpeitschen. Manche stürmten voran, andere ließen sich zurückfallen, als ob sie die Verbindung zur Heerschar suchten. Indes stürmte diese Wolkenarmee und ihre luftigen Offiziere - so wie der Don Quichotte gegen die Windmühlen - gegen einen Feind an, den es so gar nicht gab, denn der östliche Himmel war ganz und gar frei und jungfräulich blau. Kein Feind in Sicht. Nirgendwo. Am meisten kämpft man gegen Widerstände und Feinde an, wo gar keine vorhanden sind, bedachte Lucas und lächelte bei diesem Gedanken wissend. Die größten Hemmnisse finden sich doch meist in uns selbst und nicht etwa in einer uns vermeintlich schlecht gesonnenen Umwelt. Er hätte nicht zu sagen vermocht, ob dieses Wolkenspiel, die Abstände zwischen den Offizieren und Armeen, so wie er sie gesehen und festgesetzt hatte, sich tatsächlich mit der Zeit veränderten, oder ob er diese nur empfand, weil am Himmel kein wirklicher Fixpunkt vorhanden war, durch welchen er die Beziehungen und Entfernungen hätte bestimmen können. So lag er wohl recht lange, dachte an nichts und fiel völlig dem Wolkenturnier am Himmel anheim, der freien Welt seiner Einfälle und Gedanken. Endlich ließ er ab vom Spiel der Wolken, wandte seinen Körper um, legte sich auf die Vorderseite und blickte durch das grobmaschige Netz hindurch auf das Meer, auf das Wasser und die Wellen.

Ab und an, wenn das Schiff sich über den schneeweißen Kamm einer der Wellen schob, spritzte das Meerwasser hoch bis zu Lucas in seinem Netz und traf ihn zumeist an seinen Schenkeln. Zwar empfand er diese Kühlung eigentlich als ausgesprochen angenehm, denn es mochte auch an diesem späten Morgen bereits gut dreißig Grad warm sein. Er zuckte dennoch stets ein wenig zusammen, weil diese sich nicht ankündigte, sondern ihn unerwartet wie ein zwar kleiner, so doch kalter Schauer traf und überraschte. Rasch, fast binnen Minutenfrist, sog die

Sonne das hochgespritzte Nass von seiner Haut auf, trocknete das Wasser weg und ließ nur noch die feinen Kristalle des Meersalzes darauf zurück. Schon bildete sich auf seinen braunen Waden, besonders an den feinen Härchen seiner Kniehöhle, ein zarter Film aus Salz. Wenn er dieses dann auf der warmen Haut zerrieb, fühlte er sich angenehm erregt und in gewisser Weise wie gereinigt.

Das kräuselnde Weiß der Wellenkämme klatschte immer wieder rauschend und schäumend gegen den Schiffsbug, wurde von diesem gebrochen, nach links und rechts zerteilt und verdrängt, ein anderes Mal entschwand es ohne ersichtliche Ursache und weiteres Aufheben unter dem Schiff. Es war ihm, als ob das Schiff dann über die Wellen gehoben werden würde. Kaum merklich, so doch spürbar, glitt es dahin in einem stetem und sanften Auf und Ab der Wellen, im Rhythmus des Ozeans und ewigen Kreislaufes allen Lebens. Das Spiel des Meeres begründete in Lucas das Gefühl eines ruhigen und stetem Taktes, in welchen er sich gerne fallen ließ und sich darin gut aufgenommen fand. Im Fluss des Lebens, dem Takt des Ozeans fühlte sich Lucas so sehr geborgen wie einst in seiner Mama. Das Wasser, empfand Lucas plötzlich zum ersten Mal ganz deutlich, ist der Ursprung allen Lebens. Aus ihm entstammen wir und entfremden uns doch so sehr, dass wir es später erst wieder erlernen müssen, uns darin zu bewegen.

Als Lucas unter die Oberfläche der weiß schäumenden Wellen hinab in die Tiefe des Meeres schaute, wurde er unversehens dreier großer dunkler Schatten im Wasser gewahr, die sich gleichmäßig mit dem Schiff voran bewegten. Vom Äußeren erinnerten sie ihn an die geometrische Form von Rauten, wie er sie aus dem Mathematikunterricht in der Schule kannte. Ihm schien, als ob am hinteren Ende noch eine Art Ausläufer vorhanden sei. Sofort dachte er an die Schatten der Schiffssegel, drehte sich und blickte nach oben, um zu erkunden, um welche es sich wohl handeln möge. Jedoch fiel ihm sogleich ein, dass über und vor dem Schiff bei der Fahrt um die Mittagszeit nach Süden auch die Sonne in südlicher Himmelsrichtung stehen müsste. Deshalb würden die Schatten der Segel nach hinten und nicht nach vorne ins Meer geworfen werden. Und in der Tat, genau so war es auch. Es musste also etwas anderes sein. Er wandte sich wieder dem Meer zu und bemühte aufs Neue und vergeblich die Augen. Er konnte nicht mehr erkennen als zuvor. Lucas war ein wenig enttäuscht, dass sich das Rätsel da unten im Meer seinem Forscherdrang gegenüber so widerspenstig entzog und war sehr versucht, es dabei bewenden zu lassen. Einen letzten Versuch wollte er allerdings dennoch unternehmen: Er hielt seine beiden Handflächen an die Schläfen seines Kopfes, formte sie zu einem zylinderartigen Trichter, um das grelle Sonnenlicht abzuschirmen und endlich besser ins dunkle Grünblau des Meeres hinab blicken zu können. Er sah nun, wie die rautenförmigen Gebilde sich nicht etwa in gleichen Abständen zueinander bewegten, sondern, dass sie sich zuweilen einander annäherten und dann wieder trennten. Vornweg schwamm der größte Körper, ihm folgten in gleichem Abstand und auf paralleler Höhe die beiden anderen nach

und beschrieben auf diese Weise eine Art Dreieck. Es waren Tiere, war Lucas sich nunmehr sicher. Was sollte es auch sonst sein? Dass das Phänomen da unten sich ihm entzog, ihn aufhielt und seiner Erkenntnis gegenüber so hartnäckigen Widerstand leistete, weckte seinen entschiedenen Ehrgeiz, ja reizte ihn sogar in einem gewissem Maße und so hielt er sich viel länger mit dem Phänomen auf, als er zunächst beabsichtigt hatte.

Er versuchte sich auf ein Neues, er schloss die Lider seiner Augen bis zu einem engen Schlitz und erkannte nun tatsächlich, dass die beiden hinteren Schatten etwas kleiner waren als der vordere. Der Unterschied war kaum merklich, so doch vorhanden. Auch sah er nunmehr überraschend deutlich den lang gezogenen Schweif, welchen die Figuren hinter sich herzogen, und zudem an der Vorderseite zwei weitere Ausbuchtungen, die sich ausnahmen wie zwei längliche Lappen. Es musste sich um Fische handeln, Schatten oder Spiegelungen waren ja auszuschließen, dachte er. Er war jedoch völlig ahnungslos, wie er die fabelwesenartige Gestalt von einer Raute mit zwei länglichen Ausläufern nach vorne und einem Schwanz nach hinten in der Welt der Fische oder des sonstigen Meeresgetiers einzusortieren hätte. Da die Wesen ihm doch einigermaßen groß vorkamen, wunderte es ihn, dass er sie nicht kannte, da man ja stets dazu neigt, bevorzugt die größten Lebewesen zu studieren, zu schematisieren und zu katalogisieren. Er versuchte den Abstand, in welchem sie unter ihm schwammen, zu bestimmen, berücksichtigte dabei die wohl drei Meter zwischen der Meeresoberfläche und seinem Ausguck, überlegte sodann, wie tief er wohl ins recht klare Salzwasser blicken könnte. So vielleicht zehn oder fünfzehn Meter, schätzte er, war sich aber auch dabei nicht sicher, ihm mangelte einer Art von Referenzobjekt, etwas von bekannter Größe, das sich in messbarer oder zumindest in abschätzbarer Entfernung befunden hätte. Sie kamen auch nicht näher, sondern schwammen mit regelmäßiger Geschwindigkeit und mit gleichem Abstand zum Schiff, bisweilen nur ihre Anordnung ein wenig verändernd. Auf jeden Fall mussten sie einige Meter groß sein. Mit seinem Latein nun wirklich am Ende, entschied er fürs Weitere, das Rätsel der sich da tummelnd-schwimmenden Meeresgeometrie - er dachte dabei wieder an die Raute - als ungelöst zu belassen. Da fiel ihm endlich ein, er könnte Jimmy befragen, den Schiffskoch. Dieser hatte gute Kenntnis von dem, was in der See und an deren Boden so kreicherte und fleuchte, krabbelte und zappelte. Kein Wunder hatte er dieses Wissen, immerhin musste er diese Fische und allerlei anderes Getier zerlegen und irgendwie zu essbaren Mahlzeiten verarbeiten - mitunter erfolgte dies zugegebenermaßen nur unter Zuhilfenahme von allerlei Tricks und geheimen Finessen, wie Lucas wohl wusste.

Inzwischen war es fast Mittag geworden und die Sonne des Äquators stand in ihrem Zenit. Sie brannte gnadenlos hernieder, doch der Fahrtwind kühlte bei steter und mäßiger Geschwindigkeit sachte und leicht Lucas' Körper. Das Meer

plätscherte unter dem sanft dahin gleitenden Schiff leise und Lucas war durch die unruhige Nacht erschöpft. Es war eine überaus traute Stimmung seitens der Außenwelt, an deren Grundgefühl er sich anzugleichen vermochte. Es überkam und überwältigte ihn alsbald eine warme Mattheit, ein drängendes Bedürfnis nach Schlaf oder zumindest nach ein wenig Schlummern, Dösen und sich Fallenlassen. Und bald schlief er halb, halb wachte er. Halb träumte er, halb erinnerte er sich an früher, an ganz früher ...

Seine Kindheit, so sein eigenes Urteil bis vor einiger Zeit, bevor alles begann sich zu verändern, war exemplarisch schön gewesen: Lucas wuchs als kleiner semmelblonder Junge, eines jedermanns Sonnenschein inmitten einer durchschnittlich-glücklichen Familie im nördlichen Schwarzwald auf. Seine Vorfahren waren aus dem südlichen Italien dorthin bereits vor einigen Generationen eingewandert und hatten sich nach wenigen Jahren schon so sehr eingelebt, dass auch Ehen mit der schon lange im Schwarzwald ansässigen Bevölkerung geschlossen wurden. So verhielt es sich auch mit der Ehe seiner Eltern, denn seine Mama entstammte im Gegensatz zu seinem Vater aus einem kleinen Dorf, gelegen am Rande des Schwarzwaldes. Seine Mama, eine zwar körperlich robuste, doch gleichwohl feinsinnige Frau, gab ihm den Namen Lucas. Obschon sie selbst des Lateinischen unkundig war, wusste sie doch immerhin, dass sich aus dem lateinischen Wort lux, lucis das Helle und das Licht herleitete und begründete. Bezogen auf das starke und stolze Raubtier Afrikas, auf den der Nachname Leòn verwies, so hatte sie sich wohl gedacht, müsste für ihren Sohn der Name Lucas Leòn als ein schöner und beständig zu erfüllender Anspruch an sein Leben gelten, solange er leben würde. So entwarf seine Mama sein Leben. Dafür, dass es zunächst – und auch für viele Jahre - anders kam, ja dafür konnte sie natürlich nichts.

Fast in jedem Lebensalter konnte sich Lucas zu denjenigen Menschen zählen, welchen auf Grund ihres Äußeren ein höheres Maß an Aufmerksamkeit genießen als die meisten anderen. Manche reagierten gegenüber diesem ihm eigenen Reiz mit Eroberungswillen, andere hingegen mit schroffer Ablehnung. Schon als Kind nutzte Lucas diesen Charme seiner Erscheinung. Er kam fast nicht umhin, dieses Geschenk der Natur, als da waren, das helle Blau seiner Augen, das lichte Blond seiner Haare, die lustigen Sommersprossen auf Nase und Wangen, das sommerliche tiefe Braun seiner Kinderarme und Beinchen für seine eigenen Zwecke zu nutzen. Gepaart war diese einnehmende äußere Erscheinung mit einem steten Lachen und Grinsen und einem wachen und regen Nachfragen in die Welt der Erwachsenen hinein. Seine Mama, so war der kleine Lucas alsbald überzeugt, hatte nicht nur einen Bauchnabel, wie ihn jeder andere Mensch auch hat, sondern darüber hinaus viele weitere Löcher im Bauch, verursacht von den Fragen, welche er ihr insbesondere auf dem Reich der Tiere und Pflanzen stellte. Denn bisweilen, wenn er gar zu beharrlich auf Auskunft drang und sich gar nicht abschütteln ließ,

schlug sie die beide Hände über dem Kopf zusammen, schüttelte diesen und meinte bloß: „Ach Lucas, Du fragst mich ja lauter Löcher in den Bauch!“ Verwundert war sein Blick dann stets bei jedem Besuch im Freibad, denn er konnte am Bauch seiner Mama kein Loch entdecken, sondern sah nur den Bauchnabel, der sie selbst einst mit seiner Großmama verbunden hatte.

So war es nicht weiter verwunderlich und von Lucas' Mama auch nicht ganz frei von Eigennutz, dass sein erstes, nur für ihn gekauftes Buch ein dicker, großformatiger Wälzer war, ein Lexikon mit allen Tieren und Pflanzen dieser Welt. Darüber brachte er, mit fünf Jahren des Lesens noch unkundig, viele Nachmittage, Abende, Wochen und Monate zu. Da gab es alles: das Gewürm, das man mitunter zertrat, wenn man als Kind barfuß durch taunasses Gras lief, besonders die im Schwabenland so bezeichneten Zigeunerschnecken, deren gelblich-klumpiges Inneres ihm manchmal zwischen den Fußzehen hervorquoll und ihm fortan einen gewissen, allzu verständlichen Ekel vor dem Barfußlaufen in hohem Gras einimpfte.

Die Feldmäuse, Maulwürfe und Rotkehlchen waren darin genauso versammelt, wie Lucas sie mitunter auch in Wirklichkeit auf der Terrasse seines Elternhauses vorfand als Beute seines Katers Paule. Dorthin schleppte der sportlich-stolze Kater stets seine erhaschte und erlegte Jagdbeute, ohne sie allerdings hernach zu verspeisen, sondern sich kurz darauf mit gewöhnlichem Katzenfutter zu bescheiden. Es war, als wolle sich Paule mit der Jagd nur Appetit holen und der Gastfamilie Geschenke darbringen. Gar manches Mal war Lucas sehr traurig und voller Mitleid wegen der vielen Tierleichen, welche sein Kater erjagt hatte, aber lange konnte er dem Tierchen nicht grollen, denn der Kater war bald sein erster und liebster Gefährte geworden. Auch seine Mama meinte, es sei halt seine Natur und seine Art, Zuneigung zu zeigen, wenn er Lucas und vor allem seiner Schwester diese Jagdbeute bringe und auf den Steinplatten der Terrasse präsentiere.

Oftmals beobachtete Lucas den Kater Paule, wie er auf der weitläufigen Wiese, die gleich an das Haus seiner Eltern grenzte, saß, dort regungslos verharrte und auf ein Loch in der Erde starrte, in dem er die kleinen Feldmäuse mit dem süßen Blut vermutete. Da Kater Paule dieses Blut roch und es seinen wilden Raubtierinstinkt weckte, verschlang er seine Beute mitunter auch lustvoll, sobald er ihrer habhaft wurde. Lucas ging derweil weiter seinen Kinderbeschäftigungen nach, baute an seinem kleinen Holzhüttchen im Garten, badete mit dem Nachbarsmädel Beate und dem rosa-weißen Plastikdelphinchen im Kinderschwimmbecken aus aufblasbarem Gummi und blickte von Zeit zu Zeit in Richtung seines Katers. Es konnten viele Stunden, ja halbe Nachmittage vergehen, Paule verharrte regungslos vor dem Mausloch auf der Wiese. Während all der Zeit rührte er sich um keinen Zentimeter, so als wäre er in Stein gemeißelt. Dabei wirkte er besonders im hellen Licht der Sommersonne überaus lebendig, denn man konnte

jeden angespannten Muskel unter seinem glänzenden, pechschwarzen Fell sehen. Wie Paule, der kleine schwarze Puma, diese körperliche Anspannung, diese bedingungslose Bündelung seiner Sinne über eine so lange Zeit aufrecht erhalten konnte, sich gleichsam über Stunden unter Hochspannung hielt, war Lucas größtes Rätsel und darin wurzelte seine Bewunderung für Paule Puma. Wenn dann eine der hellbraunen Feldmäuse tatsächlich ihr kleines, haariges Schnäuzchen aus dem Erdloch reckte und versuchte mögliche Gefahren zu wittern, dann war es um sie in der Regel auch schon geschehen: Mit einem beherzten Satz sprang Paule ganz dicht vor das Loch, zwängte die rechte Pfote hinein, gelangte mit dieser hinter die Maus und hebelte sie aus ihrem Erdloch hinaus ins Freie. Dann war das Spiel aus - sofern sie nicht rasch in ein anderes Loch entfliehen konnte. Eingedenk der Jagdqualitäten Paulas geschah dies jedoch selten genug und er packte die Maus am Nacken, schleppte sie Richtung Terrasse, um dort ein mörderisches Katz-und-Maus-Spiel zu veranstalten. Lucas konnte dem nicht lange zusehen und versuchte manchmal die Maus zu retten, was ihm kaum je gelang. Meist wandte er sich ab, um schließlich Stunden später an den Ort der Hinrichtung zurückzukehren, die inzwischen tote Maus zu bergen und sie unter Anteilnahme des Nachbarskindes Beate in feierlicher Stimmung in der hintersten Ecke des Gartens zu vergraben. Dort war im Laufe von Paulas langem Katerleben, das immerhin fast fünfzehn Jahre währte, ein regelrechter Tierfriedhof entstanden. Doch Paulas Geschenke wurden mit den Jahren unregelmäßiger und seltener, was entweder an seinem voranschreitenden Alter lag, das mit einer gewissen, sich einstellenden Langsamkeit und Behäbigkeit einherging. Oder aber Paule Puma war zu der Überzeugung gelangt, dass es dieser Gastgeschenke nicht mehr bedurfte, da er längst selbstverständlicher Teil der Familie geworden war. Wie dem auch sei, der Tierfriedhof geriet in Vergessenheit und irgendwann wuchs auf den zahllosen Leichen ein kleines Fliederbäumchen mit hellgrünen Blättern, dessen rosafarbene Blüten im Sommer betörend dufteten.

Vom Spiel mit dem Tode in gewissem Maße abgestoßen und zugleich doch schaurig angezogen, fand Lucas Zuflucht in seinem Lexikon. Darin waren die Abbildungen bloß gemalt und nicht gar so drastisch-plastisch wie die blutige Wirklichkeit auf der Terrasse seines Elternhauses. Besonders die exotischen und außereuropäischen Tiere regten ihn an, stimulierten seine Phantasie und folgten ihm auch des Nachts in seinen Träumen nach. Meist waren diese nicht weiter bedrohlich, sondern eher interessant, oft auch amüsierte er sich darüber, was die Natur so alles an Formen und Farben, an Variationen des Lebens hervorbrachte. Eine Spezies aus der Welt des Ozeans und der Fische allerdings, sie wurde im Lexikon als ‚Schwarzer Tiefseeangler‘ bezeichnet, bescherte ihm manchen unwohligen Traum. Von der Physiognomie des Fisches her war dies überaus verständlich: Der Körper bestand zu Zweidritteln, so konnte man der Abbildung entnehmen, aus seinem bloßen Maul, aus diesem ragten zudem lange, scharfe,

spitze Zähne, außerdem besaß er eine böartig-fiese Fratze und war in einem dunklen Violett gehalten. Er würde nie im Indischen Ozean schwimmen gehen, auch wenn dieses Monster nur in der dunkelsten Tiefsee vorkommen und ihm nie begegnen würde, ergänzte er die Regelsammlung seines noch jungen Lebens.

Viele Monate später fiel ihm eines Morgens das Lexikon erneut in die Hände, er blätterte darin, brütete darüber und schlug zufällig die Seite mit dem garstigen Getier, dem Schwarzen Tiefseeangler, wieder auf. Hätte er ihn bloß bei seiner ersten Begegnung ein wenig genauer studiert, ihm wäre manches unerfreuliche Wiedersehen im Traume erspart geblieben, denn nunmehr las er zu seiner tiefen Erleichterung, dass der Fisch, so dämonisch er auch aussehen mochte, nur ein Fischchen war, weil er lediglich vier Zentimeter groß wurde. Was sollte das Ding schon abbeißen können?

Lucas öffnete die Augen, schloss sie alsbald wegen des grellen Lichts der Mittagssonne wieder, dachte und träumte von der Zeit, als er dieses Buch von seiner Mama geschenkt bekommen hatte. Es überströmte ihn Bilder, Momente, Situationen und Menschen, die ihm lange Jahre nicht mehr in den Sinn gekommen waren und von denen er nicht geahnt hatte, dass sie überhaupt noch in seinem Inneren wohnten. Lucas war ein durchaus liebenswerter Junge, obwohl er bereits früh gelernt hatte, sich zur Geltung zu bringen und seine zunächst kindlich-harmlosen Interessen auch gegen entschiedene Widerstände durchzusetzen. Wohl auf Grund seiner gewinnenden Erscheinung und weil er zudem der lange ersehnte Sohn war, nachdem zuvor seine beiden älteren Schwestern geboren worden waren, verzieh man ihm Vieles, was ansonsten – sofern Ähnliches sich bei seinen Schwestern ereignet hätte – eine Menge an familiärem Aufruhr verursacht hätte.

In seiner Kindheit, das waren die späten siebziger und frühen achtziger Jahre, war das heutige Kompaktwaschmittel noch längst nicht erfunden und schon gar nicht das Waschmittelkonzentrat. Damals war jeder Waschgang mit der guten, alten, müden Miele-Maschine mit einem ungeheueren Einsatz des weißen, leicht ätzend riechenden Pulvers verbunden. Dieses wurde, wie es in Kinderaugen erschien, in sagenhaft riesigen Papptrommeln von zehn Kilo verkauft. Diese leeren Waschmittelpapptrommeln weckten schon früh Lucas Interesse: In sie stieg er als kleiner Junge hinein, rollte sie durch das Wohnzimmer, das Esszimmer, über die Terrasse hinweg in den Garten und weiß der Teufel wo sonst noch hin. Diese Papptonnen fanden genau deshalb sein reges Gefallen, weil sie zwar größer waren als er selbst, er ihnen dennoch wegen ihres leichten Materials und trotz seiner beschränkten Kinderkräfte die Richtung vorgeben und sie lenken konnte. Je größer ein Gegenstand war, den er bewegen konnte, umso stärker erschien er sich natürlich auch selbst.

Eines Tages, Lucas mochte wohl ungefähr vier oder fünf Jahre alt gewesen sein, entdeckte er in einer Ecke der Waschküche eben eine dieser leeren Tonnen, die er mit einiger Mühe erklimmte. Schließlich setzte er sich auf diese und strahlte wegen seines Triumphes einen kurzen Augenblick lang über das ganze Gesicht. Doch plötzlich gab der von innen in die Tonne eingelassene Pappteil dem Druck von außen, der von Lucas' Körper ausgeübt wurde, nach und delte ein. Lucas' Ober- und Unterkörper rutschte nach unten, wurde in die Tonne gedrückt, er selbst durch die stabile Papprohre zusammengefaltet und blieb dergestalt mit seinem kleinen Hinterteil darin stecken. Wie die dicken Käfer im Garten, wenn sie auf den Rücken gefallen waren, so zappelte er energisch mit Armen und Beinen. Jedoch half ihm das wenig, er blieb in der Trommel stecken. So war kein Entrinnen möglich. Wir vermuten nicht zu Unrecht, dass es ein grotesker Anblick war, den er einem Betrachter geboten hätte. Da er bei verschiedenen anderen Gelegenheiten und Ereignissen bereits früh das Gefühl der Bloßstellung vor anderen Menschen und damit Peinlichkeit verspüren musste, stellte er zu seiner tiefen Erleichterung fest, dass niemand sonst zugegen war, der ihn als Zeuge des Geschehens beobachtet hatte, gleichzeitig jedoch auch niemand, den er um Hilfe hätte bitten können. Dadurch doch ein wenig beruhigt, besann sich Lucas schließlich: Laut um Hilfe zu rufen, verbot sich aus vielerlei Gründen von selbst. Es half ihm nichts anderes, als dass er gezielt die Tonne und sich selbst zum Umfallen brachte, was freilich ein gewisses Risiko einer Verletzung in sich barg. Denn diese müsste er nicht bloß verschmerzen und ertragen, sondern er müsste sie vor allem in der Welt der Erwachsenen rechtfertigen. Auch auf diesem Wege würde sein Missgeschick letztlich für alle offenkundig und er selbst zum Gespött aller und – wovor ihm besonders graute – vor allem seiner beiden Schwestern. Dies alles bedachte er kurz, er kam nicht umhin, es musste gewagt werden, schließlich war ihm auch der augenblickliche Zustand zutiefst unerträglich. Wenn er vom Rumpf ausgehend eine Schaukelbewegung beginnen könnte, so müsste die Tonne mit ihm irgendwann umfallen, so dachte er. Da er aber nicht mit dem Vorder- oder Hinterkopf auf den nackten Waschbetonboden knallen wollte, versuchte er dieses Schaukeln in Richtung der beiden Seiten hin zu erreichen. Nach einigen Wippen nach links und rechts erfolgte tatsächlich der geplant-gezielte Sturz in die gewünschte, ungefährlichste Richtung: Er fing sich mit dem rechten Arm auf und nach einigen Sekunden des Wälzens auf dem Boden gelang es ihm, eine Position auf der Vorderseite zu erreichen. Durch Anspannung und Druck von Beinen und Bauch auf die Tonne vermochte er endlich diese abzustreifen und sich so selbst zu befreien.

Aber diese Geschichte war es nicht, die eigentlich erzählt werden sollte, Erwähnung findet diese Selbstbefreiung aus der Persilwaschmitteltonne nur angelegentlich, weil es just um letztere ging und sie doch einen gewissen Einblick in Lucas' Art bietet. Vielmehr ging in seiner Familie die Kunde, aus eigener

Erinnerung vermochte Lucas sie nicht zu rekonstruieren, von folgender Begebenheit: Aus unerfindlichem Grund befand sich eines überaus heißen Sommertages eine dieser großen Waschmitteltrommeln, die gerade gekauft und daher noch gefüllt war, inmitten des Wohnzimmers auf einem großen Teppich, der über einem hellbraunen Holzparkett mit Grätenmuster lag. Lucas muss wohl die riesige und schwere Trommel umgestoßen haben. Wie ihm das als kleiner Junge bei einer zehn Kilogramm schweren Waschmitteltrommel gelang, muss ein Rätsel bleiben, zu dessen Aufklärung niemand mehr beitragen kann. Freilich war dies eigentlich nur dergestalt denkbar, dass er sich mit ganzem Körpergewicht dagegen stemmte, der Boden dieser Tonne durch den Teppich recht gut fixiert und somit blockiert war. Daher konnte sie nicht wegrutschen und erlag offenbar dann irgendwann dem Drücken Lucas'. Er muss sie irgendwie geöffnet haben, denn schließlich ergoss sich das schneeweiße Persilpulver auf den in einem artifiziellen Muster gefertigten und in Braun- und Rottönen gehaltenen Wohnzimmerteppich. Mitten darin saß alsbald der kleine Lucas, baute Häufchen zu Berge, bildete flache Ebenen mit Flüssen und wohl auch Seen drauf, zog die Linien von Weltmeeren mit Küsten und Inseln. In diesem schöpferischen Tun selig begriffen, wurde er von seiner Mama vorgefunden, die noch viele Jahre später zum allgemeinen Amusement diese Begebenheit im Familienkreise zum Besten gab. Sich des angerichteten Schadens so gänzlich unbewusst, stammelte er ihr plötzlich etwas vor von „Snee, Snee ... Snee“, wo er sich doch gerade noch als Weltenschöpfer und Geograph betätigt hatte. Offensichtlich meinte er damit den Schnee, der in seiner Kindheit schon mitten im Herbst fallen konnte und sich im Garten des Hauses und im Dorf mitunter fast einen Meter hoch bis tief in den März des neuen Jahres hinein hartnäckig hielt. Was Lucas da nun genau auch immer getan haben mag und wie er es erklärte, muss ein Rätsel bleiben, denn seine Mutter, die einzige Zeugin seines harmlosen Verbrechens, verstarb zu früh, um weitere Auskünfte zu erteilen. Sehr böse konnte sie ihm wohl nicht gewesen sein, denn er bot wohl einen liebenswerten Anblick...

„Hey, sorry Mr. Leòn there you are, finally I found you!“, schallte Lucas Leòn eine helle Jungenstimme plötzlich von oben entgegen und setzte seinem Tagtraum ein abruptes Ende. Er öffnete die Augen und sah zunächst einmal gar nichts, weil die Sonne sehr hoch am Horizont stand und ihm von dort direkt ins Gesicht schien. Er nahm seine Hand zu Hilfe, um das Licht abzudecken: Vor ihm stand auf dem Schiffsbug einige Meter entfernt ein farbiger Junge von vielleicht zwölf oder dreizehn Jahren, der für gewöhnlich Jimmy in der Kombüse zur Hand ging. Fragend blickte Lucas ihn an und in Unkenntnis seines wirklichen Namens meinte er bloß: „What's up, boy?“ Dieser antwortete kurz, dass er ihn suchen sollte, um ihn zum Essen zu rufen. Wie lange hatte er in dem Netz gelegen? Dem Stand der Sonne nach musste es gegen halb zwei, zwei Uhr sein. Schnell sortierte sich Lucas in die

Zeit ein, in den Lauf der Stunden und des Tages. Etwas unbeholfen und mit ein wenig steifen Gliedern, durch das lange Liegen in dem grobmaschigen Netz verursacht, das den Blutfluss in seinem Körper gehemmt hatte, und etwas benebelt vom Schlummern in der Sonne, kletterte er über das Netz und die straff gespannten Seile auf das Vorderdeck zurück.

Er müsste unbedingt seine Kabine aufsuchen, um die aufgeschobene Morgentoilette doch noch nachzuholen, bevor er sich zum Essen begeben konnte. Die Zeit drängte, sicher saßen alle schon am Tisch. Er rasierte sich rasch, wusch sich flugs, bändigte sein Haar etwas rücksichtslos, putzte sich die Zähne flott, machte auch sonst weiter wenig Aufhebens um sein Äußeres und griff zu den am Nächsten liegenden Kleidungsstücken: Ein weißes T-Shirt, eine etwas ausgefranste und in die Jahre gekommene Jeans kamen ihm in die Hände, er streifte T-Shirt und Hose schnell über und schlüpfte mit bloßen Füßen in seine ledernen, braunen Sandalen. Es kam ihm sehr entgegen, dass auf diesem Schiff die Sitte herrschte, jeder nach seiner Façon. So war man auch in Fragen der Garderobe nicht etwa nur nachsichtig, weil man Fehlgriffe verziehen hätte, nein, es war vielmehr eine unausgesprochene Forderung von Seiten der Schiffsführung, dass sich die Passagiere so kleideten und verhielten, wie sie es selbst am Angemessensten und Passendsten empfanden. Keineswegs, wie man nun geneigt sein könnte zu glauben, führte dies etwa zu einer Art Verwahrlosung der Passagiere oder zu häufigen Etiketteverletzungen im Umgang oder im Gespräch untereinander. Zwar konnte es durchaus passieren, dass einer, wie etwa Mr. Farnsworth, ein reicher Banker aus London von ungefähr Anfang Fünfzig mit Glatze und einem geräumigen Vorderbau als Bauch, nach anfänglicher Steifheit sich von einem Tag auf den anderen gänzlich umstrukturierte, aber er war eigentlich der einzige erwähnenswerte Fall. Trug er zu Beginn der Reise noch eine Art Outfit, das dem Freizeitdress eines Bankers entsprach, etwa einen braunen Leinenanzug, dazu ein weißes Hemd, dieses höchstens einmal ersetzt durch ein in hellen Tönen gehaltenes Poloshirt. Eines Morgens jedoch trauten die anderen Passagiere kaum ihren Augen: Lediglich mit Bermudashorts bekleidet - Lucas Leòn wäre jede Wette eingegangen, dass Mr. Farnsworth ein derartiges Kleidungsstück nicht besaß – außerdem mit nacktem, ziemlich behaarten Oberkörper, und zudem noch barfuß, setzte er sich an den Tisch. Beide Varianten seines Outfits, das bedarf keiner weitergehenden Erörterung, waren gleichermaßen inadäquat, die letztere hingegen ziemlich unappetitlich. Das hing freilich mehr mit seiner fellartig-dichten Behaarung und seinem fortgeschrittenen Lebensalter zusammen als mit seiner Nacktheit, wie Lucas sich selbst eingestehen musste. Doch überraschenderweise blieben auch die anderen Passagiere gelassen und taten so, als bemerkten sie nichts und aßen unbekümmert weiter. Lediglich die robust-resolute Mme De Meester zog ihre linke Augenbraue leicht hoch und verband dies mit einem direkten Blick in die Augen von Mr. Farnsworth. Wohl führte diese offen

artikulierte Missbilligung dazu, dass er bereits nach wenigen Minuten vom Frühstückstisch aufstand, in seine Kabine ging und zusätzlich zu den braunen Bermudashorts mit einem rosa Poloshirt und grünen Badeschuhen zurückkehrte. Für die ungewöhnliche Farbenzusammenstellung fand Lucas nur zwei mögliche Erklärungen: Entweder zeugten sie von tiefster Geschmacklosigkeit, die Lucas jedoch in diesem unglaublichen Unmaß so niemanden zu zutrauen geneigt war, oder sie sollte einen schreiend-grellen Protest gegen den tadelnd-mißbilligenden Blick von Mme De Meester zum Ausdruck bringen. Diese jedoch kümmerte sich nicht weiter um Mr. Farnsworth, zumindest tat sie dies nicht augenblicklich, so doch mitunter recht rege, wie Lucas später erfahren durfte. Derartige Begebenheiten trugen sich, wie erwähnt, sonst an Bord eigentlich niemals zu. Obschon das Leben an Bord des Schiffes frei von Regeln und Zwängen war, etablierte sich fast wie von selbst unter den Passagieren untereinander wie auch im Umgang mit der Mannschaft eine Art kollektive Empfindung von Anstand und Angemessenheit. Ohne dass diese jemals artikuliert oder festgesetzt worden wäre, so wurde sie doch von jedem nach einer gewissen Zeit, in welcher sich das Gespür für sie erst entwickeln und entfalten musste, eingehalten. Die gemeinsame Empfindung erwuchs beinahe aus dem natürlichen Gefühl heraus und wurde aus innerer Freiheit, mitnichten aus äußerem Zwang respektiert.

Bei dieser Gelegenheit fiel Lucas ein, dass seine ihm so lieb gewonnene, fast zur zweiten Haut gewordene Jeans, die er just auch an diesem Tage trug, bald nicht mehr tragbar sein würde. Die an Fußenden und Taschen der Jeanshose sich bildenden Fäden und Fransen, zudem das kleine Loch, das er ihr erst unlängst beim Klettern in den Masten zugefügt hatte, wären noch verzeih- und tolerierbar gewesen. Aber es würde nicht mehr lange dauern, bis der dünn gescheuerte Stoff insbesondere am Gesäß dasselbe – wahrscheinlich in einer gänzlich unpassenden Situation, nämlich im Beisein anderer und das wäre ihm überaus unangenehm gewesen – freilegen würde. Allein der Gedanke daran, ließ ihn fast erröten. Spätestens dann, sofern er dieses Risiko der öffentlichen Bloßstellung überhaupt gewillt war, in Zukunft weiterhin einzugehen, würde der Zeitpunkt ihrer endgültigen Trennung gekommen sein. Lieber früher als zu spät, entschied er, noch ging es mit der Hose, während er über das Deck des Schiffes eilte und beim Mittagstisch anlangte.

Lucas Leòn fand dort einen leeren Stuhl zwischen Mr. Varnsworth und Signor Ferro vor, auf den er sich setzte. Die beiden Herren waren in einer erregten Unterhaltung über die politischen Zustände in Italien vor den demnächst anstehenden Parlamentswahlen begriffen, aus der sich Lucas tunlichst heraushielt. Es widerstrebte in gewisser, verständlicher Hinsicht seinem Gefühl von Behaglichkeit beim Essen, dass die beiden Herren ihr Gespräch auch über seinen Kopf hinweg fortsetzten und sich von seiner Anwesenheit nicht weiter stören ließen. Leòn schlug Signor Ferro schließlich vor, mit ihm den Platz zu tauschen, was

dieser zunächst nicht verstand, schließlich doch aber darin einwilligte. Es duftete zwar etwas beherrschend, so doch auch einladend und Appetit verursachend nach Fisch, genauer nach Thunfisch. Diesen hatten die Matrosen am Vormittag in Stunden des Müßiggangs in einer Art Wettkampf geangelt. Dazu gab es gelb gefärbten, ziemlich klebrigen Reis in dunkler Sojasauce und allerlei Gemüse, das sich gerade noch einige Tage nach der Verproviantierung des Schiffes im Hafen von Freetown gehalten hatte. Verschiedene afrikanische Früchte und eine Sorte von Nüssen, die Lucas unbekannt waren, fanden sich in der Sauce. Ein Besuch bei Jimmy kam ihm mehr als überfällig vor, wollte er diesen doch wegen des Essens loben und wegen des beobachteten Getiers im Ozean um Auskunft bitten.

Jimmy war gerade beim Backen in seiner Kombüse, als Lucas bei ihm auftauchte. Er hatte weißes Mehl auf den Tisch gestreut und war dabei, einen massigen Klumpen Teig zu formen, zu kneten und ihn von Zeit zu Zeit hochzuheben. Dann schleuderte er diesen mit ganzer Kraft auf den Tisch, zog und zerrte ihn auseinander, um so weiteres Mehl hinzufügen zu können und ihn auf diese Weise zu bearbeiten und zu vermehren. Lucas grüßte fröhlich und Jimmy grinste feist. Jimmy freute sich ehrlich, als Lucas ihm sagte, wie gut, obschon ein wenig eigenwillig er sein Essen gefunden hatte. Dann beschrieb Lucas ihm ausführlich, zugegebenermaßen etwas wortreich-umständlich seine ozeanischen Schatten. Lucas liebte den Umgang mit Jimmy, gerade auch weil er selbst natürlich in gewisser Weise ein verkopfter Typ war, der jenseits kluger Gespräche aber mindestens genauso dankbar war für Erdungen durch ganz normale Menschen. Lucas mochte es gern, wenn sich Menschen in ihrem Tun verloren und die Dinge, die zu tun waren, einfach vornahmen, ohne diesen einen Widerstand entgegenzusetzen und ohne sich einen Kopf über die Sinnhaftigkeit zu machen. Und bei Jimmy war all dies in besonderem Maße der Fall.

Jimmy war auf Lucas' Frage zunächst ziemlich ratlos, schien jedoch schließlich eine Idee zu haben und meinte: „Oh Mr. Leòn, don't describe it with words. Just try to draw the thing you saw in the sea with your fingers in the flour on the table!“

Zunächst etwas verwirrt von seinem Ansinnen, auch verstand er das Wort ‚flour‘ erst im Kontext von Jimmys demonstrativem Hinweis auf das Mehl, das den Holztisch bedeckte. Lucas zog also mit dem Zeigefinger die Konturen der Figuren, welche er im Meer gesichtet hatte, in das auf dem Tisch gerade eben großflächig ausgesiebte Mehl. Jimmy wollte nun wissen, wo bei der Zeichnung denn hinten und vorne sei. Lucas zeigte ihm dies und der Schiffskoch meinte nach einigen Sekunden, in denen sich seine Stirn in Falten legte und er mit der vom Mehl noch bestäubten rechten Hand seinen schwarzen Nacken rieb: „Well, it's totally clear, you said, regarding it's size, it's about a few meters long? Right?“

Lucas nickte zustimmend. „It's a ray, Mr. Leòn, it has been three rays that you saw in the water.“ Nun wäre Lucas klüger gewesen, sofern er das Wort ‚ray‘ hätte

übersetzen können, seine Kenntnisse des Englischen waren zwar durchschnittlich gut, genügten selbstverständlich für ein Alltagsgespräch und hielten selbst einer Unterhaltung über Literatur stand, sie fanden aber doch dort ihre Grenze, wo es um Tiere und die Natur, um spezielle Speisen oder die Wirtschaftswelt ging.

Lucas dankte Jimmy, senkte den Kopf und verabschiedete sich lachend: „If you continue touching your body with your hands full of flour, you'll become soon a white man as well!“ Jimmy hatte daraufhin zunächst bloß ein großes Fragezeichen im Gesicht, bemerkte aber gleich darauf seine vom Mehl weiß bestäubte Hand, blickte auf seine linke Schulter, verstand nun die Andeutung, lachte darüber laut und schallend. Dann rieb er sich mit einem Tuch das Mehl aus seinem Nacken und trocknete sich das schwarze schweißige Gesicht damit. Lucas grinste und dachte bloß, jetzt ist er auch noch gepudert, sagte jedoch nichts weiter, sondern lachte schalkhaft in sich hinein und ging davon.

Er würde Mr. Varnsworth fragen, denn dieser war Engländer und sprach recht gut Deutsch. Varnsworth musste allerdings, als Lucas ihn unmittelbar darauf in seiner Kabine aufsuchte, selbst ein wenig nachdenken, meinte aber dann „Zu Deutsch heißt das Rochen.“

„Hmm, vielleicht Rochen?“, korrigierte Lucas.

„Ja, Entschuldigung Rochen natürlich. Welche Farbe hatten die Rochen denn?“ wollte er wissen.

Lucas meinte, er könne sie nicht genau bestimmen, denn es seien ja mehr dunkle Schatten als wirkliche Lebewesen gewesen. Nachdem Varnsworth von Leòn alle verfügbaren Informationen und Einschätzungen gewonnen hatte, sei es zu Größe, Gestalt, Farbe und den Gewässern, in denen sie sich mit dem Schiff gerade befanden, war er entschieden der Meinung, dass es sich um Mantas aus der Familie der Teufelsrochen handle, welche gerade auch im Atlantischen Ozean beheimatet seien. Er entpuppte sich im Verlaufe des Gesprächs zu Leòns Verwunderung als wirklicher Kenner der Fische, weniger in kulinarischer, als vielmehr in biologisch-anatomischer Hinsicht. Diese würden, so referierte Varnsworth weiter, bis zu sieben Meter in ihrem Durchmesser groß, besäßen eine fast als singulär zu bezeichnende Art der Fortbewegung im Reich der Tiere, indem sie von einem großen Brustmuskel angetrieben würden, der sich als Flosse rund um den Körper fortsetze. Durch eine wellenartige Bewegung der Flossen schwebten sie mehr im Wasser, als lediglich mehr oder weniger ruckartig zu paddeln. Trotz ihrer Größe und ihrem imposanten Auftreten seien sie aber friedlich-harmlose Krill- und Planktonfresser. Sie würden ihre Jungen wie die Wale oder Delphine lebend gebären und so mancher Forscher sei der Meinung, sie

lebten paarweise und über eine lange Zeit hinweg zusammen. Lucas wunderte sich und fragte Mr. Varnsworth, woher dies alles wisse. Tatsächlich eröffnete Varnsworth ihm, dass er mehrere Semester - und er meinte damit eher zahlreiche Studienjahre - zugebracht habe, die maritime Zoologie zu studieren. Wie er trotzdem als Banker an der Londoner Börse Karriere gemacht hat oder machen konnte, musste wohl familiäre Gründe haben. Und da er sich darüber ausschwig, Leòn allerdings auch nicht insistierend nachgefragt hätte, weil er bereits die Auskunft über sein Studium nur widerwillig gegeben hatte, beließ er es damit fürs Erste.

Des Nachmittags schlenderte Lucas über das Schiff, leicht und heiter war der Tag bisher gewesen, nichts beschwerte ihn, so ungezwungen und frei fühlte er sich. Lucas ging, wohin ihn seine Füße trugen, grüßte mit einem Augenzwinkern oder einem kurzen Gruß jene, die ihm begegneten, hielt sich mit ihnen aber nicht länger auf. Ihm schien, er suchte anderes.

So gelangte er vom Hinterdeck an Jimmys Kombüse vorbei in das Innere des Schiffes. Für einen Augenblick lang nahm ihm das Deckinnere, das aus dunklem Holz gefertigt war, die Sicht, dann stieg er jedoch behände eine schmale Holzterrasse hinab. Hier war er noch nie gewesen, es waren die Quartiere der Mannschaft und er würde als Passagier sich erklären müssen, wenn er hier angetroffen werden würde. Lucas besann sich daher kurz und da die Mannschaft entweder ihren Dienst an Deck versah oder aus dem heißen Inneren des Schiffsrumpfes geflohen war, um die Schatten der Segel als Schutz vor der prallen Sonne aufzusuchen und mit Fischfang mittels langer Angelleinen beschäftigt war, so musste er mit keiner weiteren Begegnung im brütend-warmen Unterdeck rechnen. Er beschloss also, weiter ins Schiffsinne vorzudringen. An den beiden Mannschaftsräumen mit den etwas wirr über- und untereinander gespannten Hängematten und den vielen, teilweise offenen Metallspinden an den Wänden vorbei, gelangte er schließlich zu einer Tür, die einen Spalt breit geöffnet war. Aus diesem entwich ein kleiner Strom feucht-warmen Dunstes, der sich jedoch vor Lucas' Füßen schnell auflöste und in der Luft verlor.

Lucas spähte vorsichtig durch den Spalt hindurch, sah beige Waschbecken und große, weiße Handtücher an den bronzefarbenen Metallhaken der hölzernen Wände hängen. Offenbar war es der Wasorraum der Mannschaft, der vor ihm lag. Lucas wollte schon die Tür ganz öffnen und hinein gehen, um sich sein Gesicht, das von der prallen Morgensonne noch brannte, mit etwas kaltem Wasser zu kühlen, als er plötzlich im hinteren Teil des Raumes des Matrosen Phong gewahr wurde, den er am Morgen erst bei seiner Arbeit im Hauptmast beobachtet hatte. Lucas zuckte zurück und blieb hinter dem Türspalt stehen: Phong saß, lediglich ein weißes Handtuch um seine bloßen, braunen Lenden geschlungen, auf einem Holzschemel vor der Wand, hatte das rechte Bein auf den Boden gesetzt und den

linken Fuß auf das rechte Knie gelegt. Es schien, als ob er seine Fußsohle untersuche, und tatsächlich rann über den Fuß ein kleiner Strom tiefroten Blutes, der von der Ferse in stetem Tropfen zu Boden fiel und dort bereits eine kleine, dunkelrote Lache bildete. Lucas konnte nunmehr erkennen, dass inmitten der Fußsohle, just an der Stelle, an welcher der vordere Ballen aus harter Haut übergeht in das ovale Weich, ein dicker, dunkler Spreißel aus Holz steckte. Phong musste sich diesen beim Hinauf- oder Hinunterklettern von einem der hölzernen, eigentlich doch blank gehobelten und von Wind und Wasser verwitterten Schiffsmasten geholt haben. Obschon er sein Gesicht halb von Lucas abgewandt hatte, war darin deutlich eine Mischung aus Schmerz, verursacht durch die Verletzung, und Misshmut über sich selbst zu lesen. Denn es ärgerte Phong wohl sehr, dass er sich bei seinem alltäglichen und hundertmal geübten Geschäft dergestalt verwundet hatte, so dass er nunmehr für Tage, womöglich gar für Wochenfrist seinen Dienst nicht mehr oder nur mit empfindlichen Einschränkungen verrichten könnte.

An Phongs tiefbraunem Rücken perlte der Schweiß hinab, ob vor Schmerzen oder Erregung oder nur auf Grund des stickigen und dampfend-heißen Waschraumes, war nicht festzustellen. Er schien zu hadern und zu grübeln, dann jedoch sich zu besinnen, und wirkte plötzlich entschlossen, sich des Missstandes selbst mächtig zu werden und dessen Ursache zu beseitigen: Er legte die linke Hand an den Fuß und hielt ihn fest. Mit dem Daumen und Zeigefinger der rechten Hand bekam er den Spreißel zu fassen und grub die Nägel seiner Finger in das weiche Holz. Er nahm alle Kraft zusammen, die Muskeln seines Oberarms spannten sich an, die Adern seines Unterarms traten hervor und die Sehnen seines Handrückens wurden deutlich sichtbar. Er richtete seine völlige Aufmerksamkeit auf seine Erlösung von dem Schmerz und zog mit präzise gezielter Gewalt den hölzernen Eindringling aus seiner Fußsohle. Diesen warf er schließlich ohne Hast, doch mit offenkundiger Freude über das Gelingen in eine Ecke.

Schlagartig fielen Anspannung und Schmerz von ihm ab. Tiefste Erlösung herrschte auf seinem Antlitz. Zufällig blickte er genau in diesem Augenblick in den Spiegel, der an der Wand gegenüber seinem Schemel aufgehängt war, sah sich und erschrak. Sein ganzes Wesen war in diesem kurzen Moment, als er mit eigener Hand und unter striktester Bündelung seiner Kräfte sich des Schmerzes entledigt hatte, so voller wilder Grazie und selbstgenügsamer natürlicher Anmut, wie er sich selbst noch nie gesehen hatte. Der ganze Ablauf seiner Bewegung, jede kleinste Regung seines Körpers, selbst die allerletzte Faser waren so stimmig, so harmonisch, so eins mit dem Ganzen und dieses wiederum so vollkommen ausgerichtet auf die Befreiung von dem Übel. Alles, das war das Geheimnis seiner vollendeten Harmonie, war diesem Zweck untergeordnet. Sein Körper war so sehr sein Wille, wie auch umgekehrt der Wille bedingungslos dem Körper diente. Kurzum, er war ein vollständiger, ein ganzer Mensch, bei dem Geist und Körper zu

einer völligen Einheit verschmolzen waren. Lucas hätte in diesem Augenblick nicht zu sagen vermocht, wo das eine beginnt und das andere aufhört. Phong war so sehr er selbst und in sich ruhend, dass er auf jeden Betrachter menschlich schön und wiederum auf andere auch männlich erotisch wirken musste. Lucas war gleichermaßen überrascht, wie von ihm angetan, wie auch peinlich berührt, Zeuge eines solch intimen Augenblicks geworden zu sein. Ein wenig beschämt wandte er sich von Phong ab und wollte gehen, warf jedoch einen weiteren kurzen Blick in den Waschraum hinein und sah Phong, wie dieser versuchte, den Vorgang und die Bewegungen zu wiederholen. Der Versuch misslang, so auch ein zweites und drittes Mal. Es musste misslingen, dachte Lucas betrübt, es ist die Erkenntnis, die uns hindert Er versprach Phong insgeheim, ihn in sein Geheimnis, den Verlust der natürlichen Unschuld und deren Gesetze, einzuweihen. Angelegentlich, schränkte Lucas ein, sofern er bereit sei, seine verbotenen Beobachtungen einzugestehen, sich eine passende Gelegenheit ergeben sollte und er mit ihm einen vertraulichen Umgang gefunden hätte. Er ging.

Lektüre und Lektion

Zurück in seiner Kabine erinnerte sich Lucas beim Gedanken an Phong und dessen Spreißel in der Fußsohle ungenau an eine andere Situation. Es verhielt sich mit diesem Gefühl wie mit einem *déjà-vu*, als ob er eine derartige Begebenheit bereits einmal erlebt hätte, was er nach einigem Sinnieren verneinen konnte, oder aber, als ob er Ähnliches in irgendeinem der vielen Bücher einfach bloß gelesen hätte. Ihm fiel aber weder der Name des Autors ein, noch waren ihm die genauen Umstände des Textes präsent, er wusste nicht viel mehr, als dass die Geschichte erzählte von einem Jüngling, von dessen Anmut und dem Schwerpunkt, welcher in ihm selbst ruhen sollte.

Eigentlich hatte Lucas nicht die Absicht gehegt, sich während dieser Reise lange mit Büchern aufzuhalten, immerhin hatte er in den letzten zwanzig Jahren seit seinem dreizehnten oder vierzehnten Lebensjahr stets gerne und viel gelesen und dies immer schon anderen üblichen Abendvergnügungen vorgezogen. In den letzten Jahren hatte er begonnen, dieses abendliche Lesevergnügen zunehmend um ein paar Gläser Rotwein zu ergänzen, was sich für das Verständnis des Geschriebenen durchaus als zuträglich auswirkte, auch wenn man zunächst geneigt sein mag, eher Gegenteiliges zu vermuten. Wenn sich allerdings gerade am Wochenende die Gelegenheit bot, mit Freunden in einem der Berliner Clubs tanzen zu gehen oder neue Menschen kennenzulernen, dann fiel ihm die Entscheidung meist nicht schwer. Trotz dieser Wertschätzung gegenüber der Literatur hatte er von seinen vielen Büchern, die er im Laufe zweier Jahrzehnte erworben hatte, nur zwei oder drei Dutzend in sein neues Leben mitgenommen. Die Drei- oder Viertausend anderen Bücher hatte er verschenkt und verkauft in der Hoffnung, man möge sich ihrer würdig erweisen, die alten Geschichten darin durch Lektüre wiederbeleben und mit den darin hausenden Geistern interagieren, insbesondere in den Träumen.

Das Ringen um Worte, der Drang sich mitzuteilen, kurzum Literatur entsteht fast immer wegen der argen Zustände in der Welt und der aus ihnen entstehenden Leiden. Für Lucas verkörperte sie den Versuch, sich anderen Menschen zu offenbaren und von diesen Zustimmung zu erfahren, dass es ihnen ganz ähnlich ergeht. Gute Literatur diene daher der Überwindung der Vereinzelung, weil sie das Experiment unternimmt, die eigene Gefühlswelt mit dem menschlichen Leben im Allgemeinen und Besonderen, nämlich der des Lesers, in Kongruenz zu bringen. Insofern ist Literatur in der Regel exemplarisch menschlich. Das ehrliche Wort in einem Buch ist, genauso wie der innige Kuss im Spiel der Liebe, ein Gemeinschaft und Vertrauen stiftender Weg aus der Isolation eines Menschenschicksals heraus. Beides hatte Lucas bereits erfahren. Das Wort vernetzt dabei in abstrakt-

universeller Hinsicht, der Kuss verbindet auf der personell-konkreten Ebene und kann – sofern an den richtigen gerichtet, von diesem erkannt und auf gleiche Weise erwidert – auch zum Griff zu den Sternen werden.

Wie bereits erwähnt, hatte sich Lucas also wenige Bücher mitgenommen und diese eigentlich schon vor einem halben Lebensalter auch gelesen: Darunter fanden sich die beiden, die im Besonderen gerungen und gelitten hatten, Heinrich von Kleist und Franz Kafka, des weiteren Georg Büchner und Elias Canetti, schließlich Thomas Mann und Hermann Hesse. Ganz oben auf dem Stapel in seiner Kabine lag Kafkas Proceß und weil es das nächstliegende Buch ganz oben auf dem Büchertürmchen war, griff er danach. Er begab sich mit ihm auf das vordere Freideck, fand dort ein dickes Tau vor, das zusammengerollt auf den Holzdielen des Deckes lag und das er als ziemlich einladend empfand. So setzte er sich zunächst in die Rundungen des zusammengerollten Taus hinein, lehnte sich alsbald zurück und richtete sich recht behaglich darin ein. Es war ein wenig zu dunkel zum Lesen, aber als er das Buch leicht nach vorne anwinkelte, reichte der Widerschein der Beleuchtung an Bord zum Studium des Prager Franzerls hinlänglich aus.

Lucas zündete eine Zigarette an, las und war schon nach wenigen Seiten Lektüre in Kafkas Welt eingedrungen und gefangen. So wie es auch beim ersten Mal vor vielen Jahren geschah. Den Proceß hatte er damals, er mochte 16 oder 17 Jahre alt gewesen sein, an zwei Abenden im Bett und unmittelbar vor dem Schlafengehen gelesen: Der Roman beginnt ein wenig grausig, erinnerte sich Lucas: Des Morgens zwischen Träumen und Wachen, in dem Zustand, in dem wir als Menschen wohl am Verletzbarsten sind, wird Josef K. nicht etwa bloß durch ein Klingeln an seiner Wohnungstür geweckt. Dies würde zur Unzeit ausreichen, um einen Menschen in Schrecken zu versetzen, vielmehr stehen zwei Gerichtsbeamte sogar dicht vor seinem Bett, als er die Augen aufschlägt, und erklären ihm knapp, er sei verhaftet. Den Grund seiner Anklage wird er nie erfahren, die Anklage kann nur eine universelle sein. Und so gräbt jeder Leser, der durch den empathischen Erzählstil zu Josef K. selbst wird, in seinem eigenen Leben mehr nach versäumten Möglichkeiten und verschleuderten Potentialen als nach strafrechtlich Relevantem und prüft, wie denn seine eigene Anklage lauten könnte. Fast jeder ist in gewisser Hinsicht schuldig, weniger in Gestalt einer Gesetzesverletzung, so doch im biographischen Sinne. Kafkas Romane umkreisen zutiefst menschliche Fragen, wie Lucas selbst wohl wusste, etwa nach dem Verlust des natürlichen Zutrauens zu sich selbst, der infantilen Unschuld, nach dem Menschen inmitten von modernen technisierten Massengesellschaften, dem isolierten Individuum oder nach der Unmöglichkeit ansatzweiser oder gar völliger Mitteilung zwischen den Menschen. Selbst in der Liebe scheitert die angestrebte Verbindung und Vereinigung, der Liebesakt im Schloß-Roman gerät zu einer viehisch anmutenden Posse unter dem Tresen eines Gasthauses und in Lachen ausgeschütteten Bieres und allerlei Unrats.

Kafkas Alpträume, mitunter auch ahndevolle Halbgedanken drangen bis in die Träume des jungen Lucas Leòn vor, bedrohten und verfolgten ihn eine ziemlich lange Zeit. Viele Jahre später, er verdoppelte inzwischen fast seine Lebensjahre in der bis dahin zerronnenen Zeit, erwarb er sich zu dem geistigen Begreifen und Durchschauen einen tieferen, weil emotionalen und somit echten Zugang zu Kafkas Büchern und zu seinen Träumen. Lucas hatte es verloren, wie fast alle Menschen, das Vertrauen in und das Zutrauen zu seinem natürlichen Gefühl und den darin wurzelnden mannigfaltigen Möglichkeiten. Fünf Prozent sind anders. Doch dazu später.

Aus Selbstunsicherheit, die tief in seiner frühesten Kindheit ihren Ausgangspunkt und Ursprung hatte, entwickelte Lucas ein erstaunliches Maß an Selbstbeherrschung. Ein Kind unter Zwang und Starkstrom zugleich, auf der steten und fast suchthafter Suche nach Selbstbestätigung durch andere. Diese versuchte er durch die Liebe der Mutter, Zeugnisse in der Schule, Freundschaftsbekundungen der anderen Kinder und später durch Liebkosungen der Geliebten zu befriedigen. Nach außen hin war Lucas für die ganze Welt zunächst der semmelblonde, braungebrannte Lausbub mit dem breiten Grinsen, dann ein recht wohlgeratener Jüngling mit wachem Geist und einigem Eifer und später schließlich ein reifer, gebildeter junger Mann, dessen Charme nur wenige, aber doch einige mehr als Lucas sich selbst eingestehen wollte, widerstanden. Aber das war nur die halbe Wahrheit. Als er Ende Zwanzig war, wurde Lucas krank, verlor seine Arbeit, beendete eine lange Jahre währende, aber nur mit halbem Ernst geführte Beziehung und suchte mit aller Welt, da er sowieso gerade am Aufräumen in seinem Leben war, die Kontroverse und Konfrontation und fand diese auch. Wir fassen uns kurz: Er geriet in eine Krise, die ihn zunächst ganz umzuwerfen und aus der Bahn zu schleudern drohte, welche aber alsbald zum reinigenden Gewitter ward und mit deren Hilfe so manche Lebenslüge gewegewaschen und fortgespült wurde. Lucas glaubte zu dieser Zeit schon, das Ärgste läge nunmehr hinter ihm. beruhigte sich wieder, sein Leben begann nach all seinen Exaltiertheiten, Gereiztheiten und Verstörungen wieder gemächlich vor sich dahin zu plätschern.

Aber Lucas Leòn zweifelte, zauderte und zögerte erneut - wie viele Jahre zuvor schon. Es dauerte noch einmal ein paar Jahre und nun war er ganz drinnen. Rerum causas cognoscere, so nannten es die alten Lateiner, die Ursachen der Dinge erkennen. Sein ganzes Leben wollte er die gequälten Stieraugen sehen, denen Rosa Luxemburg auf ihrem Gefängnishof während des ersten Weltkrieges begegnete und die sie in ihren Briefen aus dem Gefängnis so lyrisch beschrieb. Sie zeugen wie ein einsames Mahnmal der Menschlichkeit inmitten einer Flut von Chauvinismus und Brutalität. Es gab und gibt sie immer, die Sonnenmenschen,

auch und gerade in Zeiten, in denen die Welt in Elend und Gewalt ganz und gar, ja endgültig zu versinken droht, verkörpern sie den edleren und wirklichen Teil der Menschheit, der über die Sinnlosigkeit des Augenblicks und die Grausamkeit der Zeit hinweg in die Zukunft weist. Rosas Briefe entstanden in einer argen Zeit, als sich die Völker Europas auf Befehl von Kaisern, Königen und Zaren und im Interesse der Krupp-Stahl-Barone den Garaus machten. Rosa war in ihrem Kerker so einsam, alle, die sie liebte, wurden, weil es radikale Sozialdemokraten waren, in die vorderste Front in Himmelfahrtskommandos gesteckt, so dass sich das Problem der winzigen Opposition für den Kaiser mit jedem Kriegstag mehr zu lösen schien. Der einzige Abgeordnete im Reichstag, der seine Hand verweigerte und sie nicht in die Höhe reckte für diesen Krieg, ihr politischer Gefährte Karl Liebknecht, wurde trotz parlamentarischer Immunität vom Kaiser an die Front geschickt. Wie arm war bloß dieser Narr auf dem Thron? Mächtige Narren, dachte Lucas, gab es stets viele, auch heute noch in seiner eigenen Zeit. Er dachte an eigentlich schöne Länder wie die Vereinigten Staaten, Russland, Italien, Frankreich...

Hingegen: Wären sich die Männer im I. Weltkrieg nicht als Soldaten mit Waffen, sondern als französischer Arbeiter und deutscher Student begegnet, sie hätten vermutlich so überhaupt nichts gegeneinander, vielleicht sogar viel miteinander gehabt. „Ich fühle mich in der ganzen Welt zu Hause, wo es Wolken, Vögel und Menschentränen gibt“ zierte als zärtliches Zitat von Rosa Luxemburg viele Jahre lang Lucas' private Briefe. Das war schon immer ein schöner Spruch und in besonderem Maße zugleich ein hehrer, lange unerfüllter Anspruch, der erst spät, aber dafür ungleich intensiver Teil seiner Lebenswirklichkeit wurde. Endlich sah er seine, des Stieres Augen wirklich und spürte auch dessen Leiden. Und nun wusste er auch, warum es immer Menschen gab, die Aggressionen anderer auf sich ziehen. Weil sie diese durch ihr Anderssein, durch ihren lebenslangen Kampf für eine bessere Welt daran erinnern, was es auch heißen kann, Mensch zu sein. Diese spezielle Sorte Menschen findet sich nicht ab mit der Welt, so wie sie diese vorgefunden haben. Es ist ein steter, weil beständiger Widerstreit, der Kampf um eine andere Welt. Menschen nicht nur für einen kurzen Augenblick, sondern wirklich zu überzeugen, und die Wirklichkeit zu verändern, ist in seltenen Fällen bloß von direktem Gelingen und Erfolg gekrönt, sondern geht viel eher zu Lasten des privaten Glücks. Aber wenn Martin Luther King, Rosa Luxemburg, Mahatma Gandhi und andere lichte Erscheinungen unter den Menschen nicht gewesen wären, um wie viel kälter, weil entmenschlichter verhielte es sich denn in der Welt?

Sie ragen inmitten des Ozeans von Menschenmilliarden wie helle Leuchttürme heraus, welche den Weg in eine bessere Zukunft weisen könnten. Doch nur wenige Menschen geben acht auf diese Leuchttürme, verheddern sich im Leben und hadern im Alltag. Irgendwann gehen sie selbst auf eine bisweilen

offenkundige, meist jedoch im Verborgenen gehaltene Art und Weise an den Klippen ihres eigenen Lebensschicksals zugrunde; auch wenn sie oft ein hohes Alter erreichen mögen, viele Besitztümer angehäuft haben oder mächtig geworden sind. Geschätzt werden diese Lichtpunkte der Menschheit von vielen, zu Lebzeiten häufig nur von einer Minderheit, am meisten jedoch von der Nachwelt, nur, wie gesagt, die wenigsten richten sich nach ihnen. Jede Zeit hat ihre Leuchttürme ...

„Ciao Signor Leòn, come va?“ Lucas hob die Augen von seinem Buch, in das er zuletzt mehr hineingestiert als dass er darin gelesen hatte, und sah, ohne dass er sein Kommen bemerkt hatte, Paolo Ferro, Student der Romanistik und Germanistik aus Mailand von vielleicht 25 Jahren, vor sich stehen.

„Sto abbastanza bene, grazie!“ gab Lucas knapp zurück, wandte sich wieder seinem Buch zu und war dabei nicht ganz frei von Ärger, welchen er durch die Störung seiner mehr oder minder reifen Gedanken und gesteigerten Einsichten empfand, zumal just dieser Paolo Ferro in den vergangenen Wochen wiederholt den Kontakt zu ihm gesucht hatte. Lucas war diesen Versuchen am Anfang zunächst höflich-reserviert begegnet, schließlich widerstand er ihnen hartnäckig und fast kindlich-trotzig. Er hoffte, Ferro möge dadurch zu der Einsicht gelangen, dass Lucas ihm gegenüber weiterer Kommunikation unlustig war und seiner Wege gehen. Vielmehr schien dieser Widerstand Ferros entschiedenen Ehrgeiz und Eifer noch anzustacheln.

Interessiert-beflissen, diesmal auf Deutsch und in einem ihm beileibe nicht zukommenden, anmaßend-altväterlichen Ton erkundigte sich Signor Ferro: „Was lesen Sie denn da Schönes, Signor Leòn?“ Allein, dass er Lucas' Reaktion auf seine erste Frage ignorierte, hätte schon dafür ausgereicht, die Möglichkeit einer näheren Bekanntschaft entschieden abzulehnen. Nein, sein ganzes Wesen widerstrebte Lucas und zwar von Anfang an, bevor Ferro auch nur ein Wort gesagt hatte. Er mutmaßte in ihm einen völlig verbildeten, altklugen Dogmatiker und fand sich dabei alsbald bestätigt, dann jedoch auch in gewisser Weise widerlegt.

An Paolo Ferro war äußerlich nichts Besonderes: Von der Gestalt her vielleicht einen Meter siebzig groß, von hager-schlankem Körperbau, mit dünnen Armen und einem kleinen Bäuchlein, das sich eingedenk seiner sonstigen, eher schmal-schmächtigen Erscheinung besonders grotesk ausnahm. Die braunen Haare hatte er sich, vermutlich um den bereits einsetzenden Haarausfall zu kaschieren, nach vorne ins Gesicht gekämmt. Er besaß dünne Augenbrauen, grüne Augen, eine große Nase, auf deren Rücken ein sich deutlich abhebender Höcker von einem früheren Bruch des Nasenbeins herrührte und diesen aufs Lebendigste und dauerhaft bezeugte. Sein Mund war klein, die Lippen blass, fast farblos und schmal. Man konnte wahrlich nicht behaupten, Paolo Ferro wäre von der Natur

aus sanfter Milde reichlich beschenkt worden, vielmehr hatte sie ihn aus roher Willkür auf eine grobschlächtige Weise heimgesucht.

Bereits bei der Frage nach seiner Lektüre sah Lucas alle Dämme brechen. Franz Kafka würde einem Studenten der Germanistik, so fürchtete er, hinlänglich Stoff für ausufernde Einlassungen bieten und Lucas würde diese nicht unkommentiert lassen können, dazu war er zu sehr Kafka-Kenner, dazu lag ihm sein Prager Franzl dann doch zu sehr am Herzen. Lucas stellte sich dem zu Erwartenden, gedachte den Spieß umzudrehen, diesen Ferro eines Besseren zu belehren. „Ich lese den Proceß von Franz Kafka!“, antwortete er schließlich fast bekenntnishaft.

„Oh, povero Francesco!“, meinte Paolo mit ziemlich bedauerndem Gesicht und hob zudem beide Arme bis zur Höhe seines Gesichts an, um seinen Ausruf des Mitleids zu untermauern.

Lucas dachte, was für ein kleiner Schauspieler, und antwortete präventiv: „Wenigstens ließ der von ihnen so titulierte arme Franz in seinen Romanen den Protagonisten stellvertretend für sich selbst suchen. Die meisten Menschen hingegen, gerade auch solche in akademischen Zirkeln, stellen sich nie die Frage nach individueller Sinnstiftung. Denn sie ver- und begraben sich in ihren Wissenschaften umso mehr, wie sie ihren eigenen Lebensfragen zu entfliehen, zu entrinnen trachten. In gleichem Maße verlieren sie ihre Natürlichkeit und das angeborene Vertrauen in sich selbst.“ Lucas Leòn war wegen des reichlich anmaßenden Ausrufes von Signor Ferro zunächst doch ein wenig aus der Contenance gebracht. Ferro wurde sichtlich überrascht von dieser Antwort, wusste sie nicht zu deuten, insbesondere nicht, ob und inwieweit Leòns Äußerung nicht auch persönlich gemeint gewesen war. Das war sie selbstredend.

„Wie meinen Sie das denn?“, fragte Ferro.

„Signor Ferro,“ setzte Leòn an und versuchte durch Betonung der Vokale seinem Tonfall einen gewinnenden Ausdruck zu verleihen, „Signor Ferro, Sie würden sich als studente della letteratura tedesca doch vermutlich als profunder Kenner Kafkas bezeichnen, oder?“ Ferro nickte ein wenig schüchtern, da er nicht abzuschätzen vermochte, ob und welche Prüfung seiner Kenntnisse ihn erwarten würde.

„Also Sie haben ihn doch sicher gelesen, den Proceß meine ich, und auch die Türhüter-Legende ist Ihnen ein Begriff?“, fuhr Leòn fort. Ferro meinte, an den Roman erinnere er sich wohl, allerdings sei dessen Lektüre viele Jahre her, aber von einer Legende wisse er nichts.

„Wie konnten Sie diese denn überlesen? Sie stellt nicht nur innerhalb des Romans das Kernstück, sondern auch das Herzstück für das Verständnis von Franz Kafkas Büchern dar. Die Legende ist gleichsam der Schlüssel zum Schloss, auch zum Roman mit dem gleich lautenden Titel.“, meinte Leòn nicht ganz frei eines

vorwurfsvollen Untertons. Es hatte nicht nur den Anschein, sondern war fast offenkundig, dass Ferro schon nach kurzer Zeit allen Bildungsbürgertums entkleidet war. Einen seiner vermutlich nicht ganz seltenen wunden Punkte und eine Lücke in seiner humanistischen Halbbildung getroffen zu haben, erfüllte Leòn zunächst mit einer gewissen, durchaus hämisch zu nennenden Genugtuung. Dann jedoch, so dachte er, nach diesem ersten, kleinen rhetorischen Sieg nunmehr versöhnlicher gestimmt, wäre es doch ein schöner Gedanke, wenn dieses Gespräch nicht zu einem schnöden Schaulaufen literarischer Kenntnisse würde. Er hoffte vielmehr, Ferro möge in gewisser Hinsicht davon profitieren, von seinen Ideen befruchtet werden. Fast wäre Leòn ja Lehrer geworden, aber sein Leben hatte eine ganz andere, unerwartete Wendung genommen...

„Ich will nicht Ihre Blößen ans Tageslicht zerren, zumal es hierfür sowieso zu dunkel ist, weil dieses längst entschwunden ist, oder Sie sonst in irgendeiner Hinsicht bloßstellen. Aber, so denke ich doch, ist es die Sache wert, wenn wir uns kurz austauschen über die Legende, die ich ja auch hier vor mir liegen habe“, nahm Leòn das Gespräch wieder auf. Ferro besann sich nicht weiter und erkannte wohl auf diesem Feld, was Leòn gar nicht vorausgesetzt oder erwartet hatte, dessen geistige Überlegenheit an. Er tat wie Leòn ihn durch eine einladende Geste geheißen hatte, und nahm Platz auf dem blanken Dielenboden des Schiffdecks. Leòn griff nach dem Kafka-Band, suchte das Kapitel Im Dom heraus, fand schnell die Stelle und begann laut zu lesen:

„Vor dem Gesetz steht ein Türhüter. Zu diesem Türhüter kommt ein Mann vom Lande und bittet um Eintritt in das Gesetz. Aber der Türhüter sagt, dass er ihm jetzt den Eintritt nicht gewähren könne. Der Mann überlegt und fragt dann, ob er also später werde eintreten dürfen. «Es ist möglich», sagt der Türhüter, «jetzt aber nicht.»

Da das Tor zum Gesetz offen steht wie immer und der Türhüter beiseite tritt, bückt sich der Mann, um durch das Tor in das Innere zu sehn. Als der Türhüter das merkt, lacht er und sagt:

«Wenn es dich so lockt, versuche es doch, trotz meines Verbotes hineinzugehen. Merke aber: Ich bin mächtig. Und ich bin nur der unterste Türhüter. Von Saal zu Saal stehen aber Türhüter, einer mächtiger als der andere. Schon den Anblick des dritten kann nicht einmal ich mehr ertragen.»

Solche Schwierigkeiten hat der Mann vom Lande nicht erwartet; das Gesetz soll doch jedem und immer zugänglich sein, denkt er, aber als er jetzt den Türhüter in seinem Pelzmantel genauer ansieht, seine große Spitznase, den langen, dünnen, schwarzen tatarischen Bart, entschließt er sich, doch lieber zu warten, bis er die Erlaubnis zum Eintritt bekommt. Der Türhüter gibt ihm einen Schemel und lässt ihn seitwärts von der Tür sich niedersetzen.

Dort sitzt er Tage und Jahre. Er macht viele Versuche, eingelassen zu werden, und ermüdet den Türhüter durch seine Bitten. Der Türhüter stellt öfters kleine Verhöre mit ihm an, fragt ihn über seine Heimat aus und nach vielem andern, es sind aber teilnahmslose Fragen, wie sie große Herren stellen, und zum Schlusse sagt er ihm immer wieder, dass er ihn noch nicht einlassen könne. Der Mann, der sich für seine Reise mit vielem ausgerüstet hat, verwendet alles, und sei es noch so wertvoll, um den Türhüter zu bestechen. Dieser nimmt zwar alles an, aber sagt dabei:

«Ich nehme es nur an, damit du nicht glaubst, etwas versäumt zu haben.»

Während der vielen Jahre beobachtet der Mann den Türhüter fast ununterbrochen. Er vergisst die andern Türhüter, und dieser erste scheint ihm das einzige Hindernis für den Eintritt in das Gesetz. Er verflucht den unglücklichen Zufall, in den ersten Jahren rücksichtslos und laut, später, als er alt wird, brummt er nur noch vor sich hin. Er wird kindisch, und, da er in dem jahrelangen Studium des Türhüters auch die Flöhe in seinem Pelzkragen erkannt hat, bittet er auch die Flöhe, ihm zu helfen und den Türhüter umzustimmen. Schließlich wird sein Augenlicht schwach, und er weiß nicht, ob es um ihn wirklich dunkler wird, oder ob ihn nur seine Augen täuschen. Wohl aber erkennt er jetzt im Dunkel einen Glanz, der unverlöschlich aus der Türe des Gesetzes bricht. Nun lebt er nicht mehr lange. Vor seinem Tode sammeln sich in seinem Kopfe alle Erfahrungen der ganzen Zeit zu einer Frage, die er bisher an den Türhüter noch nicht gestellt hat. Er winkt ihm zu, da er seinen erstarrenden Körper nicht mehr aufrichten kann. Der Türhüter muss sich tief zu ihm hinunterneigen, denn der Größenunterschied hat sich sehr zuungunsten des Mannes verändert.

«Was willst du denn jetzt noch wissen?» fragt der Türhüter, «du bist unersättlich.»

«Alle streben doch nach dem Gesetz», sagt der Mann, «wieso kommt es, dass in den vielen Jahren niemand außer mir Einlass verlangt hat?»

Der Türhüter erkennt, dass der Mann schon an seinem Ende ist, und, um sein vergehendes Gehör noch zu erreichen, brüllt er ihn an:

«Hier konnte niemand sonst Einlass erhalten, denn dieser Eingang war nur für dich bestimmt. Ich gehe jetzt und schließe ihn.»“

Signor Ferro blickte betrübt zu Boden, als Leòn seine Augen vom Buch abwandte und ihm ins Gesicht sah.

„Una storia dolorosa e triste, povero Francesco“, murmelte Ferro leise.

Nichts anderes hatte Leòn erwartet: „Aber warum denn ist die Geschichte schmerzhaft und traurig?“

„Weil der Mann vom Lande ins Gesetz nicht eintreten durfte und sein Leben mit sinnlosem Warten verbracht hat“, entgegnete Ferro etwas verwundert.

„Sie hätten also auch gewartet und auf Einlass gehofft?“, fragte Lucas.

„Ja, sicher“, sagte Ferro, „der Türhüter ist ja schließlich derjenige, der über den Einlass entscheidet und da er diesen verweigert, ist es ziemlich logisch, dass der Mann wartet.“

„Mitnichten“, gab Leòn zurück, machte Ferro gegenüber eine Handbewegung und eine entsprechende Mimik, dieser möge sich fürs Erste bescheiden und ihm die Gelegenheit geben, einige längere Ausführungen zu machen. Er holte aus und sagte: „Signor Ferro, wir wollen einmal ganz am Anfang beginnen. Zu Beginn der Legende wird der Mann als ‚Mann vom Lande‘ vorgestellt. Wir denken dabei doch ganz unweigerlich an die ‚Unschuld vom Lande‘. In dieser Redensart hat sich der Sinn bis heute erhalten. Uns kommen assoziativ mutige Menschen in den Kopf, die ihre Natürlichkeit und darauf gründend das Bewusstsein ihrer selbst ganz und gar ungebrochen und für das ganze Leben bewahrt haben. Der Mann vom Lande wird aber im Fortgang der Legende und in der ihm fremden – und das ist entscheidend – ... in der ihm fremden Welt des Gesetzes unsicher. Er verliert seine Unschuld, er wird zum Mann allein und geht verlustig seines toll-tumben Zutrauens zu sich selbst, das genau die Voraussetzung gewesen wäre, um in das Gesetz zu gelangen...“

„Aber der Türhüter hat es ihm doch ausdrücklich verboten“, fiel Ferro ihm ins Wort, währenddessen sich Leòn ob seines letzten Alliterationstierchens nicht ganz eines selbstgefälligen Lächelns erwehren konnte.

„Ja, aber erst als der Mann, anstatt mit einem kurzen Gruß und einem gefälligen Nicken in Richtung des Türhüters vorbei ins Innere des Gesetzes zu gehen, beginnt, sich an diesem Türhüter aufzuhalten, indem er ihn um Einlass ‚bittet‘. Er widmet sich selbst und schließlich sein Leben ganz und gar dem Türhüter, anstatt sich weiter auf sein Ziel, das Gesetz zu konzentrieren. Ja, noch nicht genug damit, der Türhüter, Signor Ferro, lesen Sie es gerne noch einmal nach, ... der Türhüter tritt sogar beiseite und fordert dadurch den Mann geradezu auf, trotz seines Verbotes einzutreten...“ Leòn schloss seinen Satz, weil er spürte, wie sehr Ferro es drängte, einen Gedanken loszuwerden.

„Signor Leòn, dass der Türhüter den Mann indirekt durch sein Beiseitetreten sogar auffordert, das erscheint mir inzwischen durchaus erwägenswert. Andererseits gebe ich zu bedenken, wenn schon dieser erste Türhüter selbst bereits den Anblick

des dritten Türhüters nicht mehr ertragen kann, wie er sagt, wie sollte dann der Mann diesen aushalten können?“, warf Ferro ein.

„Nun, ich greife ein wenig vorweg und behaupte, der Türhüter ist ein Wichtigter und begehrt in gewisser Hinsicht Amtsanmaßung“, erwiderte Leòn knapp und fuhr dann fort „Erst als der Mann sich mit ihm abgibt, erst als er von seiner Suche nach dem Gesetz abkommt, erst dann baut sich dieser vor ihm auf. Zunächst wird sein Äußeres nicht weiter beschrieben, es ist nicht weiter von Belang, so sieht das auch der Erzähler, erst als sich der Mann auf ihn fokussiert, ist es von Interesse, weil es ihm erst dann auch Angst macht: Da erfahren wir von einem ‚Pelzmantel‘, einer Spitznase und einem ‚schwarzen, tatarischen Bart‘, der allerdings lang und dünn ist und wohl fröhlich im Wind weht; Dies sollte wohl eher unsere Heiterkeit hervorrufen, denn unsere Angst erzeugen. In diese Lesart, wie ich sie pflege, passend, erfahren wir fortan, dass im Pelze des Türhüters – zunächst ein Zeichen von Reichtum und Adel – auch Flöhe ihre beschaulich-behagliche Heimstatt haben. Durch seine Erscheinung, wie sie uns der Text übereignet, persifliert sich der Türhüter im Grunde genommen selbst. Und das allein auf sprachlicher Ebene.“ sagte Leòn und fügte augenzwinkernd hinzu: „Wobei ich nicht unterschlagen will, dass es hier auch eine zweite Lesart gibt, nämlich die für eher furchtsame, weil zu sehr vergeistigte und übersteigerte Menschen.“

Ferro bedachte das zuletzt Gesagte kurz, ignorierte geflissentlich die persönliche Andeutung von Leòn und erwiderte dann ehrlich überzeugt: „Was seine Erscheinung anbelangt, so mögen Sie, Signor Leòn, vermutlich Recht haben und ich vermag dem wenig entgegenzusetzen, aber sind des Türhüters Rolle und Funktion nicht eindeutig, gar glasklar? Er begehrt doch keine Amtsanmaßung, er ist der Türhüter des Gesetzes. Zu genau diesem Amt ist er bestimmt worden.“

„Signor Ferro, ich bin fern davon, hier Bekenntnisse abzuverlangen, wer von uns beiden mehr Recht hat. Lassen Sie uns nicht einen Wettbewerb veranstalten! Es ist mir ziemlich gleichgültig, wer hier am Ende Recht hat, was zählt ist der gemeinsame Diskurs, das gegenseitige Infragestellen, das gemeinsame Finden und ganz besonders die Interaktion, die Paarung unserer Gedanken. Sonst hätte ich dem Ganzen sowieso nicht seinen Lauf gelassen, sondern wäre nach ihrem Gruß bescheiden zu meiner Lektüre zurückgekehrt. Zurück zu der Frage, wie der Türhüter in sein Amt bestellt wurde. Wie kam er in sein Amt? Wer teilte ihm diese Funktion zu? Wir wissen aus den Informationen, welche wir aus der Legende selbst erhalten, nicht, wer es gewesen ist. Aber vom Gesetz selbst kann er sein Amt nicht erhalten haben. ...“

„Warum denn nicht?“, warf Ferro ein.

Da Ferro offenkundig nicht selbst auf die Antwort kam, setzte Leòn erneut an: „Der Türhüter selbst bekundet doch, dass er den Anblick bereits des dritten seiner

zahlreichen Türhüterkollegen nicht mehr ertragen könne. Ergo war er selbst nie im Gesetz drin, ergo wurde er von diesem Gesetz nie zu einem Dienst vor dessen Toren bestellt. Er ist nur einer der vielen Wichtigtuere, die einem im Leben begegnen, wenn wir eine neue Welt betreten, in der andere schon länger verweilen als wir selbst und denen wir gerne vertrauen, weil wir in dieser neuen Welt noch fremd sind.“

Signor Ferro erschien dies ziemlich einsichtig, er hatte die Augen weit geöffnet und zu Signor Leòn gewandt.

Dieser fuhr fort: „Wir glauben auf diese Weise, indem wir auf den Erfahrungsschatz anderer vertrauen, schneller in uns fremden Welten heimisch zu werden. Der Türhüter ist nur einer der vielen Menschen auf unserem langen Lebenspfad, an den wir uns aus Unsicherheit wenden und der dann behauptet, etwas besser zu wissen als wir selbst. An diese Türhüter und Wichtigtuere halten wir uns, weil wir in einer uns noch fremden Welt sind. Sie geben uns allerlei Gründe und Anlässe innezuhalten, zu verweilen, zu grübeln und aus Gründen ihrer eigenen Selbstbestätigung bei ihnen selbst zu bleiben. Sie versuchen uns abzulenken, weil sie selbst nie drinnen waren. Vielleicht, so eine Vermutung, erträgt der Türhüter es einfach nicht, dass jemand anderer etwas erlangt, was er selbst nicht zu erreichen vermochte. Die Welt ist ja voller unbegründeter Bosheit und der Neid ist eine besonders wache menschliche Regung. Statt Fremden zu vertrauen, sollten wir das Vertrauen in uns selbst fassen, das eigene Gefühl ergründen und uns demnach entscheiden, was wir vom Verstande her zu dem bereits erkundeten Gefühl noch zu ergänzen haben.“ Leòn machte eine kurze Pause. „Zumindest im privaten Umgang mit Menschen sollten wir es so halten“, schränkte er ein und lächelte dabei.

„Demnach stellt der Kern der Geschichte Folgendes dar“, fasste Ferro zusammen: „Der Mann vom Lande verliert seine Unschuld, sein ihm von der Natur gegebenes Zutrauen zu sich selbst, weil er in der Welt des Gesetzes beginnt, seinem vermeintlich wachem Verstand mehr zu vertrauen als seinem ursprünglichen Gefühl!“

Leòn antwortete einigermaßen erleichtert: „Genauso ist es, so wie er auch Methoden bei seinen Versuchen eingelassen zu werden anwendet, die typisch für Menschen in Gemeinschaften, besonders in Zivilisationen sind. Er versucht es durch Überreden und Bestechen. Er misstraut seinem Gefühl, das ist sein Fehler. Er kann nur dann Einlass finden, wenn er sich auf dieses verlässt, nur so ist eine Rückkehr zu seinen eigenen Kräften möglich. Nur so erwirbt er die Befähigung zurück, die Welt bunter zu sehen und zu gestalten, wenn er im Gesetz gewesen ist und den Glanz gesehen hat. Diese Anlagen und Befähigungen wurden ihm mitgeben schon bei seiner Geburt, er verlor sie jedoch. So wie viele Kinder wie kleine Sonnen ihre Lebensbahn steil aufwärts beginnen zu beschreiten und dann

wird durch ein wie auch immer geartetes Ereignis ihr Gleichgewicht, der Verlauf ihrer Bahn gestört. Manche werden fast und andere wirklich aus dieser Bahn geworfen. Danach erklären sie das, was sie in ihrem halben Leben nunmehr noch zu erreichen vermögen, für richtig und schön. Fortan ergeben sie sich in demütiger Bescheidenheit dem, was sie als Dasein vorfinden. Sie sind grundsätzlich ganz glücklich damit oder behaupten es zu sein, nur in schwachen Stunden beklagen sie wortreich ihr Schicksal, ohne allerdings etwas zu verändern. Demgegenüber finden einige, allerdings nur sehr wenige Menschen, oft nach langem Leiden trotz dieser Störungen und Verstörungen auf die ursprüngliche Bahn zurück, stürmen dann in das Gesetz hinein und gelangen doch noch auf den Zenit menschlichen Potentials. Sie erklimmen die unter den Menschen höchstmögliche Entwicklungsstufe, nämlich die des homo dei, des göttlichen Menschen, wie Thomas Mann ihn etwas salbungsvoll umschreibt.“

Studente Ferro nickte bei den letzten Sätzen affirmativ, fast ehrfürchtig, als handelte es sich um eine Predigt und als sei dem kaum etwas mehr hinzuzufügen. Eingedenk der Natur der Ausführungen Leòns war dies auch nicht weiter verwunderlich. Dann rieb Ferro sich für Sekunden, kurze Augenblicke, die sich zu langen Momenten addierten, so schien es zumindest, mit der Hand das Kinn, dann den Hals und gelangte schließlich im Nacken an. Leòn spürte förmlich, wie er eines ausgereiften Gedankens schwanger war und ihm diesen mitteilen wollte. Lucas machte eine einladende Geste mit seiner linken Hand und ließ Paolo gewähren.

„Dann müssten“, so setzte dieser an, „auch seine ganzen Versuche, das hartnäckige Ausharren, das Einrichten auf einem Schemel zu Füßen des Türhüters, den dieser sogar zur Unterstützung oder vielmehr zu seiner Ablenkung reicht, das Überreden und Bestechen des Türhüters und endlich auch die Bitte an die Flöhe im Pelz des Türhüters, ihm doch zu helfen, am Ende gar zwangsläufig und von vornherein scheitern? Was uns fesselt im Jetzt und hindert im Fortkommen ist also die Erkenntnis oder vielmehr das, was wir dafür halten?“ Leòn nickte und freute sich ehrlich, dass Ferro auf dem richtigen Weg war, zumindest auf dem, den Leòn als den seinen erkannt hatte.

Ferro fuhr fort: „Demnach war sein Fehler oder Irrtum, dass er auf einen vermeintlichen Experten für das Leben vor dem Gesetz gestoßen ist, auf dessen Amt und Aussagen er mehr gab als auf sein natürliches Gefühl? Es ist sehr verständlich, weil zutiefst menschlich, dass er dies tat, denn schließlich ist er angekommen in einer ihm fremden Welt, die er nicht kennt, die ihn in Frage stellt, von der er nichts weiß und in der er zunächst einmal ganz alleine ist. In ihr kämpft und ringt er um Orientierung, er nimmt behelfsmäßig natürlich jeden sich ihm anbietenden Strohalm als Hilfe im Kampf gegen das Ertrinken darin.“

„Signor Ferro, ich müsste jetzt zum Thema menschliche Erkenntnis weiteres anmerken, denke aber, wir vertagen dies auf ein anderes Mal, aber lassen Sie mich

zunächst meine Verwunderung darüber ausdrücken, in welchem Maß Sie persönlich diese Geschichte abstrahieren, ja Sie geben sich gänzlich auf und ganz und gar hin der Geschichte! Es zeugt von Größe, sich selbst aufzugeben, das vermindert meine Wertschätzung nicht, sondern das entschiedene Gegenteil ist der Fall, diese wächst beständig, vermehrt und steigert sich. Nur wer weiß, was er ist, kann sich selbst verlieren in anderen und diese von Grund auf verstehen. Zunächst waren Sie beim Hören der Legende betroffen und hegten wohl, so nehme ich an eine Art Mitleid mit dem Mann oder vielleicht auch Selbstmitleid? Das ist schon überaus empathisch, aber reife Gedanken und tiefe Einsichten in das Geschriebene anderer gewinnt man erst, wenn man zunächst die sprachlichen Werkzeuge betrachtet und zudem diese Empathie auf alle Handelnden anwendet. Auf diese Weise kann man denn auch den Türhüter durchschauen, wie wir es getan haben. Jedoch auch dabei verhält sich Kafkas Text nicht eindeutig, sondern vielschichtig und mehrdimensional. Doch dazu in Bälde mehr.“

Leòn hielt kurz inne und setzte erneut an: „Ich muss mich jetzt ein wenig selbst am Zügel nehmen und zurückfinden zu unserer Geschichte. Wir haben uns nun eine gewisse Zeit lang, die ja durchaus kurzweilig und lehrreich war und ich nehme mich dabei durchaus nicht aus, aufgehalten mit dem Mann vom Lande und dem Türhüter. Dabei sind wir beinahe dem gleichen Fehler anheim gefallen, sofern man diesen als solchen überhaupt so bezeichnen sollte, wie er in der Legende selbst sich ereignet: Wir haben das Gesetz an sich aus dem Blick verloren“, gab er schließlich zu bedenken, denn Paolo Ferro war sichtlich angetan von dem befruchtenden Diskurs über den Mann und den Türhüter und darüber, wie tief und in welche Richtung sich plötzlich sein Verständnis der Legende gewandelt hatte.

„Signor Ferro, die zentrale Frage liegt jedoch noch unbeantwortet vor uns: Was ist das Gesetz?“ Ferro meinte, das Gesetz müsse ein Gebäude sein oder eine Art Grenze mit einer Mauer.

Leòn entgegnete darauf: „Eigentlich denken wir doch zunächst an eine Art von Strafrecht, wenn wir den Begriff Gesetz hören ...“.

Ferro nickte zustimmend und Leòn ergriff wieder das Wort „ ... oder, sofern wir etwas vergeistigter sind und zu Abstraktionen neigen, so kommen uns vielleicht die Weltengesetze in den Sinn. Nun, was die Legende so stark macht und warum jeder Leser sich persönlich fragt, wie er sich selbst als Mann vom Lande in der Welt des Gesetzes verhalten hätte, ist das Phänomen, dass Kafka es gelingt, den Leser einzufangen und unter seine eigenen Zwänge und Verzwingungen zu setzen. Bereits nach dem ersten Satz ‚Vor dem Gesetz steht ein Türhüter‘ ist man selbst Teil der Welt des Gesetzes, reagiert und interagiert in dieser und natürlich auch mit dem Türhüter. Man ist Teil von Kafkas Welt sozusagen. Das macht einen als empathischen Leser durchaus unfrei.“

„Signor Ferro“, begann Leòn von Neuem, „um Ihnen die letzte These zu beweisen, will ich Sie Folgendes fragen: Was findet sprachlich in diesem ersten Satz der Legende statt, wenn wir gleichzeitig die inhaltliche Dimension betrachten?“

Ferro überlegte und meinte dann ziemlich plötzlich, „Nun, einem Abstraktum, dem Gesetz, wie Sie es ja bereits angedeutet haben, wird das Wort ‚vor‘, eine Präposition, welche einen Ort bezeichnen muss, beigeordnet.“

Leòn nickte: „Dem Abstraktum wird ein Ort, also ein Konkretum zugeteilt, wodurch das abstrakte Gesetz in einen wirklichen Ort transferiert wird. Dieser Ort ist räumlich abgrenzbar, vor oder auf ihm kann sich jemand oder etwas befinden. Im Fortgang wird dieser zu einer komplett eigenen Welt entwickelt und entfaltet. Der Leser gibt bereits an dieser Stelle seine ursprüngliche Vorstellung vom Gesetz auf, wird eingefangen in die Welt des Gesetzes, die Welt der Vorstellungen und Träume Kafkas mit all ihren Zwängen und Eigengesetzlichkeiten. Man bedenke, nach nur sechs Worten in einem einzigen kurzen Satz! Wie viele Adjektivhäufungen, Bilder und Vergleiche gebrauchen andere, bis wir selbst als geneigte Leser mehr schlecht als recht Teil dieser Welten werden? Nicht umsonst urteilte ein Genosse im Geiste, Kurt Tucholsky über Franz Kafka: ‚Er schreibt die klarste und schönste Prosa, die zur Zeit in deutscher Sprache geschaffen wird. Er blüht von Phantastischem und Phantasie – aber fest und sachlich sind Sätze und Rhythmus gestaltet‘“.

„Nicht unähnlich“, setzte Ferro hinzu, „verhält es sich ja auch mit dem Roman an sich und dem Grund seiner Anklage selbst. Hier akzeptiert Josef K. ohne jeden Widerstand oder Infragestellung der Beamten und des Gerichts einfach seine Anklage. Er und auch der Leser fragen sich im Fortgang nicht weiter, warum Josef K. überhaupt angeklagt wurde. Was soll denn überhaupt sein Verbrechen sein? Die Fundamente dieser Welten werden vom Erzähler gesetzt und von Protagonist und Leser als unerschütterlicher Bezugsrahmen, als natürlich gegeben angenommen, man ist fast versucht zu sagen, hingenommen. Schließlich erwägt auch der Mann vom Lande an keiner Stelle einfach aus der Geschichte auszusteigen, wie man es salopp formulieren könnte. Oder etwa, dass er den Türhüter mitsamt dem Gesetz stehen lassen könnte, seines Weges ziehen und auf die Erkenntnis verzichten könnte, was die Welt in ihrem Innersten zusammenhält“, meinte Signor Ferro.

Dies veranlasste Leòn zu der Mahnung: „Gemach, gemach, diese Frage müsste man erst noch erörtern. Glauben Sie wirklich, es ist eine Art Goethe’sche Erkenntnis, welche der Mann am Ende aus dem Innern des Gesetzes glänzen sieht? Halten Sie den ‚povero Francesco‘, den armen Prager Franzerl, wie Sie ihn eingangs nannten und wie ich ihn jetzt einmal nenne, inzwischen für so sehr selbstgefunden, als dass er meinte, mitteilen zu können, was des Lebens letztes Geheimnis sei?“ Leòn schüttelte kurz den Kopf und hob die Hand.

„Nun, er sieht ins Innere und von dort strahlt doch das Licht des Gesetzes. Zu diesem selbst vermag er zwar nicht mehr vorzudringen, weil er an seiner körperlichen Bedingtheit, schlicht an seinem Alter scheitert. Es bleibt aber dennoch die Verheißung einer Art *raison d'être*, eines Lebenssinns, sofern er mutiger und mehr er selbst gewesen wäre und den Eintritt nicht gewagt, sondern einfach gemacht hätte, so wie wir es ja inzwischen gemeinsam feststellten,“ verteidigte sich Ferro in einem selbstbewussten Tonfall.

„Signor Ferro, bleiben Sie bitte am Text!“, warf Leòn ein wenig missmutig ein, verstand jedoch auf der anderen Seite auch den ehrlichen Eifer Ferros. Leòn fuhr fort und richtete die rechte Hand gegen den dunklen Himmel der Nacht: „An keiner Stelle ist von einem Licht des Gesetzes die Rede, wie Sie es gerade für Ihre Argumentation bemüht haben, sondern vielmehr nur von einem Glanz. Dieser strahlt noch nicht einmal, sondern er bricht lediglich aus dem Innern heraus, so als ob er zwar vorhanden, aber erst im trüben Abendlicht wahrnehmbar werden würde. Franz Kafka hätte in seinem von vielen Störungen durchzogenen und vielen Verstörungen beherrschten Leben sicher nicht die Anmaßung besessen, sinnstiftend das Leben anderer beseelen zu wollen. Das wäre eher Goethes Job gewesen, sofern ich das mal so flapsig ausdrücken darf. Und den hat er auch in seinem literarischen Vermächtnis erfüllt. Kafka hingegen ist sehr viel behutsamer und bescheidener: Er schreibt von einem Glanz. Etwas, ein Gegenstand zum Beispiel, das glänzt, wird angestrahlt und leuchtet nicht aus sich selbst heraus. Es ist eine Art Spiegelung von etwas anderem; In der Wirkung kommt damit eine zwar zarte, so doch fundamentale Distanzierung zum Ausdruck. Zudem stellt es aber auch eine ironische Hinterfragung dessen dar, wonach die in höherem Maße vergeistigten Menschen suchen und streben. Etwas, das glänzt, ist nicht die Ursache des Lichts, es steht in seinem Schein, ist aber nicht die Quelle selbst. An welchem Ort diese wiederum steht, damit lässt Kafka den Leser ganz allein, das muss jeder für sich selbst herausfinden. Die Lösung aller Lebensfragen, die persönliche Sinnstiftung, das Rezept, das Geheimnis, wie halbe Menschen zu ganzen werden, das kannte Kafka nicht, das führte uns zu Goethe und Nietzsche. Die beiden hingegen erhoben genau dieses zum Subjekt ihres Schaffens, der eine in Nuancen zu anmaßend, der andere damit den Totalitarismus begründend und rechtfertigend. Thomas Mann und Hermann Hesse hingegen waren bedachter und fast verschämt darüber, dass sie die heiligen Geheimnisse menschlichen Lebens und die Wege zur Überwindung der Isolation kannten. In deren Romanen durchlaufen fiktive Gestalten diese Prozesse. Am Exemplarischsten ist dieses Konzept, die Vision einer Welt mit Sonnenmenschen, ausgearbeitet im zauberhaftesten Gipfel der Literatur der Deutschen, verkörpert von Hans Castorp im Zauberberg von Thomas Mann.“ Leòn lächelte kurz mehr in sich hinein als gegenüber Ferro und bedachte für sich, jetzt könne er nicht auch noch dieses Fass

aufmachen. Er meinte damit den Zauberberg und musste sich sichtlich zusammennehmen, das Gespräch nicht ausufern zu lassen.

Leòn nahm seine Rede wieder auf: „Lassen wir vorerst den Thomas Mann beiseite und kehren wir zurück zu Kafka. Er war insofern ein armer Franz, wie Sie vorher sagten, weil er sich durch Krankheit und körperliche Auszehrung, bedingt durch sein Leben und die Umstände seines Schreibens, fast selbst hinrichtete. Aber seien Sie, Signor Ferro, gerade in der Literatur, in der es gemeinhin um die lange Suche, Findung und den in Wirklichkeit meist misslingenden Versuch der Selbstüberwindung geht, mit Ihren Urteilen behutsamer. Nur weil Sie, Dottore Ferro, Leiden diagnostizieren, dürfen Sie sich noch lange nicht wie ein arroganter Arzt darüber erheben, zumal Sie erst jetzt dessen Ursache zu ahnen vermögen.“

Als Leòn mit seiner Belehrung und abermaligen Zurechtweisung fertig war, blickte Ferro ein wenig betreten zu Boden und entgegnete nichts, so dass Leòn fortfuhr: „Signor Ferro, verzeihen Sie mir diese mahnenden Worte am Ende unseres Gespräches, aber ich war schon ein wenig verärgert, was mir andererseits dieses nicht vergällt. Ich gebe Ihnen dieses Buch gerne mit, vielleicht finden Sie die Tage die Muße, es noch einmal zu lesen und ich freute mich, wenn sich bei passender Gelegenheit eine kurzweilige Unterhaltung entspannte.“

„Bene, capsico“, antwortete Ferro, „Und ganz besonders gerne natürlich zu dem Rezept, dem Geheimnis, das Sie zuletzt andeuteten, Professore Leòn“, meinte er, während er sich vom Boden erhob. Lucas Leòn lachte angesichts der unerwarteten Ehre eines akademischen Titels, der ihm zuteil wurde und von dem er doch so weit wie nur irgend möglich entfernt war und meinte: „Ganz besonders gerne, gute Nacht.“

„Buona notte“, wünschte Ferro, machte kehrt, stieg die Treppe hinab und entschwand im Dunkel des Abends.

Es folgte das Abendessen, an dem sich nichts weiter Erwähnenswertes ereignete. Lucas pflegte hernach ein wenig Müßiggang, suchte Zerstreuung, gerne wäre er jetzt tanzen gegangen, doch dazu fehlte auf dem Schiff natürlich die Möglichkeit. Ihm war zwar nach Gesellschaft, aber nach möglichst wenig Intellektuellem. So suchte er nach dem Essen die Stube der Offiziere auf, in welcher er auch Craig und Eric vorfand, der eine Engländer, der andere Australier und beide im Zocken inbegriffen. Sie luden ihn, den sie kaum kannten, so doch recht herzlich ein, sich zu ihnen zu gesellen. Die drei Männer rauchten Zigaretten und Zigarren, tranken Whiskey, spielten Poker und sprachen über Frauen. Es war ein ziemlich unanständiges Gespräch, Craig vertrat entschieden die Auffassung, dass sich das Eine mit verschiedenen Weibern unterschiedlich anhören würde. Das also waren diese sogenannten Männergespräche, wie sie die Heteros mit ihren besten Freunden öfter mal führten, dachte Lucas und konnte sich eines verschmitzen

Lächelns darüber kaum erwehren. Eric und Lucas lachten und letzterer meinte, dass Craig wohl eine signifikant große Auswahlgesamtheit, so würde es der empirisch veranlagte Soziologe nennen, aufweisen müsse, um so eine Behauptung in die Welt zu setzen. Sie tranken noch mehr Whiskey, von Zeit zu Zeit auch kaltes Wasser mit sich bizarr gebärdenden Eiskwürfeln darin. Craig, der so Mitte, vielleicht auch Ende dreißig war, meinte, ein paar Dutzend hätte er wohl schon als Grundlage für seine Aussage aufzubieten, wofür Lucas nur ein breites Grinsen übrig hatte. Craig, ein Schrank von Kerl mit rasierter Glatze, einem von Aknenarben durchfurchten Gesicht und vollem, rötlich-braunen Bart, war so eine Sorte Typ, der auch ohne weiteres eine Gang in der Bronx von New York befehligen hätte können, welche Crack oder Koks an schmierige Junkies vercheckt. Auch einen Handlanger eines Camorra-Fürsten, der in Neapel von Kleingewerbetreibenden und Ristorante-Besitzern das Schutzgeld einsammelt, hätte er prima abgegeben. Eigentlich mangelte es ihm nur an einer dicken Knarre, welche ihren ganz logischen Ort, als gehörte sie zu seinem natürlichen Wesen, in seinem ausgeprägten Hohlkreuz gefunden hätte. Eric hingegen war ein blonder Hüne, groß, von der Sonne Australiens und während der Arbeit auf dem Segelschiff braungebrannt, sein halb geöffnetes Hemd ließ erahnen, dass er vom Körper her ein typischer Schwimmer oder Surfer sein mochte, wie es ja seine Herkunft nahelegte. Alles an ihm war ebenmäßig, fast zu glatt und so dachte Lucas, auch Eric müsste sein Macken haben, wenn offenbar schon nicht an seinem Körper so doch woanders. Warum sonst sollte jemand auf einem Schiff anheuern, seine Heimat und Familie hinter sich lassen, wenn es nichts gäbe, was ihn von dort vertriebe?

Lucas fühlte den Whiskey in sich steigen, die Leistung seines Hirns reduzierte sich zusehends auf einige wenige, aber durchaus dominante Gedanken und er verlor jegliche Scheu. „Ein paar Dutzend Frauen?“ fragte Lucas schließlich Craig, was dieser bejahte. Um erst gar keine Unklarheiten, Zweideutigkeiten oder gar Lügen aufkommen zu lassen, denn danach stand Lucas nun gar nicht der Sinn, schickte er voraus, dass er es meistens mit Männern, bevorzugt ein paar Jahre jünger als er selbst, getrieben habe. Eric blickte ein wenig ungläubig und meinte, ein so „straight and rough guy is gay?“ Lucas lachte, war zugegebenermaßen geschmeichelt und grinste ein wenig zu breit und zu selbstgefällig. Craig wollte wissen, wie es unter Kerlen sich denn mit den Geräuschen verhalte. Lucas dachte kurz nach und stellte dann fest, klar höre sich das unterschiedlich an, aber das hänge mehr mit Beschaffenheit, Größe und Straffheit des Hinterteils zusammen als tatsächlich mit den Sexualorganen. Lucas nickte bestätigend, schließlich wisse er, wovon er rede, sei schon Anfang dreißig, habe mehrere Lebensjahre davon in Beziehungen gelebt, aber es seien dann doch immerhin noch viele schicke Single-Jahre übrig geblieben, in denen er sich verschwenden konnte. Mit denjenigen, mit denen er Sex hatte, würde er eine ganze Kirche füllen können, gab Lucas

schließlich zum Besten. Craig und Eric wussten nicht so recht, ob sie ihn eher beneiden oder seine Aussage anzweifeln sollten.

Nach kurzem Innehalten und einem selbstironischen Lächeln fuhr Lucas fort: Zwar könnte er nicht unbedingt den Kölner Dom mit seinen früheren Liebhabern füllen, denn dies halte selbst er nicht für erstrebenswert, so doch aber schon eine durchschnittlich große Dorfkirche auf dem Lande mit ein paar Hundert Plätzen, schränkte Lucas ein. Nicht, dass er dabei wahllos gewesen sei und etwa die eigene kundige Hand nicht einem ungewissen fremden Etwas vorgezogen hätte, so hätte sich da dann doch eine gewisse Menge angesammelt.

Um dergleichen Dinge ging das Gespräch der Männer. Und obschon Lucas neben der geistigen Beschäftigung sich auch gerne, insbesondere anlässlich eines geselligen Beisammensitzens mit viel Alkohol dem Geschlechtlich-Zotteligen zuwandte, wurde er dieses Gespräches bald überdrüssig. Er verabschiedete sich mit dem Verweis, dass der gute alte Whiskey heute doch ein wenig stark wirke, ihm ziemlich schlecht sei und wünschte eine gute Nacht. Irgendwie musste er den Weg in seine Koje gefunden haben und schlief, ohne weiteres Aufhebens um seine Abendhygiene zu machen, in seiner Kabine auf der Koje ein.

Die Quelle des Lichts

Nach wohl drei, vielleicht vier Stunden wachte Lucas in tiefster Nacht auf. Er fror, es war ihm kalt und ein wenig klamm. Die beiden Bullaugen in seiner Kabine standen weit offen, das Laken seines Bettes wie auch das Kopfkissen waren nass von seinem kalten Schweiß, er spürte die vielen Gläser Whiskey in seinem Blut rauschen und sein Kopf war unendlich schwer. Er griff nach dem Tabak, stand aus seiner Koje auf, erklimmte mehr trunken vom Alkohol als vom Schlaf die Holztreppe und gelangte schließlich auf Deck an. Dort angekommen, wurde ihm ein wenig wohler, er drehte sich eine Zigarette, zündete diese an, hustete kurz und blickte in die nächtliche Welt.

Es mochte um fünf Uhr gewesen sein, der Himmel der Nacht war klar, keine einzige Wolke hatte sich am weiten Horizont eingefunden. Er sah nach schräg oben, sein Blick streifte recht ziellos über den Himmel und fand dann doch den Mond. Es war von ihm bloß knapp die Hälfte seiner Kugel zu sehen, scharf durch das Licht abgegrenzt war der Umriss seines halben Kreises gegen den tiefschwarzen Himmel. Im Inneren des halben Mondes aber schienen die Übergänge fließend, so dass es Lucas vorkam, als ob dort größere und kleinere Vertiefungen, so etwas wie Einlassungen vorhanden wären. Fast war er versucht zu glauben, da oben am Firmament hinge bloß ein halber Ring, weil das Innere des Mondes um so viel matter war als der fast hell strahlende äußere Halbring. Lucas erkannte nunmehr schemenhaft eine Art hellblauer Flecken und andere hellere Gebiete auf dem Mondkörper, er dachte, das müssten die Krater, Täler und Berge der Mondlandschaften sein.

Besonders stark war es nicht, das Licht, das der Mond am Himmel auf die Welt des Schiffes warf. So tauchte er diese doch in einen sanften und warmen, milchigen Schein. Der Mond wirkte ein wenig wie eine alte Laterne, deren Licht nur matt eine Gasse mit ausgetretenem, nassem Pflaster einer großen Stadt erleuchtet. Lucas dachte an Prag, in dessen Gassen, auf deren blankem Pflaster des Nachts einst seine Schritte zuerst den nassen Sand auf dem Stein knirschend rieben, um sodann ohne weitere Spuren zu hinterlassen in der Weite der Stadt zu verhallen. Wie viele Menschen hatten auf dieser Welt schon solch ein Leben gelebt, das nichts hinterließ, höchstens für einige Jahre oder Jahrzehnte die Erinnerung ihrer Familie, ihrer Freunde, ihres Dorfes oder gerade noch ihres Stadtviertels, in dem sie gelebt hatten? Nach einigen Jahrzehnten spätestens ist der normale Mensch so gänzlich aus der Welt getilgt, seine Spuren für immer verschwunden und es wird selbst der Grabstein umgelegt und sein Grab neu belegt.

Wer wird meiner je gedenken, dachte Lucas, wenn er einmal nicht mehr wäre? Es waren ihrer mehr, als er in dieser dunklen Nacht glaubte. Zumindest einer fühlte sich so sehr von ihm angezogen, dass er viel Zeit seines kostbaren, weil endlichen Lebens darauf verwandte, zwar nicht Lucas' ganzes Leben, so doch aber episodenhaft Szenen, Stimmungen und Bilder daraus in geschriebener Form für die anderen Menschen und die Welt danach festzuhalten.

Nicht vielen Menschen geschieht es, dass sich andere anschicken, deren Leben in der Welt der Sprache zu fixieren und zu versuchen, anderen Menschen dieses Schicksal mitzuteilen. Was Lucas Leòn so besonders machte, so dass ich dies versuche? Weil er anders war als andere. Das allein genügte wohl kaum als Rechtfertigung, nein, kurzum, er war ein Seelenzauberer. Der Begriff wiegt schwer, aber er war einer jener überaus seltenen Zeitgenossen, die durch eine Begegnung mit ihnen alle schönen Eigen- und Leidenschaften des Gegenübers erwecken, gleichsam herauskitzeln und hervorkehren konnten. Sein zauberhaftes Werk bestand darin, alles Grundgute im anderen zu bestärken und zu betonen, so als ob alles Dunkle, das in jedem Menschen schlummert und lauert, so gar nicht vorhanden wäre, als gebe es bloß noch gleißend helles Licht in der Welt, als sei das Dunkle endgültig besiegt und verschwunden. Dem war und ist nicht so und jedem, der sich dessen bewusst geworden ist, dem ist auch schon halb geholfen. Lucas' Zauberkunst begründete sich nicht darin, mittels Berechnung oder Demagogie, Verehrung zu erzeugen und danach zu verführen, das wäre ein leichtes Spiel gewesen, sofern er sich darin versucht hätte. So ein Cipolla war er nicht. Er entschied sich willentlich, diese Methoden nicht anzuwenden, selbst dann nicht, wenn er damit Gutes, wer dies auch immer beurteilen vermöge, bewirkt hätte. Vielmehr wollte er einfach wahrhaftig sein: Redlich, friedsam, aufmerksam und ehrlich. Lucas gewann gleichsam durch sein bloßes, nacktes Sein. Er war bei der Begegnung mit anderen Menschen nicht anders als bei der einen Sache. Er war dabei genauso, wie der andere ihn haben wollte und das war sein größtes Vermögen. Die Wonne, die er dem anderen bereitete, war seine größte Lust.

Wenn ihm fremde Menschen begegneten hatte er nie Ziele, etwa, dass er danach trachtete, diese durch einführendes Gewinnen, wortreiches Überreden oder gezinktes Spiel, also durch Manipulation, dazu zu bringen, ihm genehme Dinge zu tun oder zu sagen. Selbst gegenüber Fremden war er frei davon, selbstredend erst recht gegenüber den Menschen, welche er mochte und kannte. Er wusste, dass er zwar nicht in jedem Einzelfall, so doch in der überwiegenden Mehrzahl darauf zählen konnte, dass die anderen Menschen seinem Anstand, seiner Verlässlichkeit, seinem selbstlosen Zuhören, seinem Vertrauen, das er schnell verschenkte, auf lange Sicht nicht anders begegnen würden als mit Offenheit, Warmherzigkeit, Vertrauen und allerlei Angeboten. Der Welt mit einem fröhlichen *carpe diem* zu begegnen, nicht mit einem imperativen Nutzen den Tag, sondern einem empathischen Pflücke ihn doch, den Tag, das wollte er. Sich auf jeden Menschen

und jeden neuen Tag, das Spiel der Wolken am Himmel und der Wellen des Wassers, den Zug der Schwalbenschär am Horizont, das satte sommerliche Summen der Bienen und die frisch keimenden Sonnenblumen einzulassen, das war sein Ding, sein Sein, Sinn und Leben. Er hätte auch anders gekonnt. Es gibt immer viele Wege im Leben eines Menschen, das wusste er wohl, aber die dunklen zu beschreiten, das war seine Sache nicht. Zwischen Demagogie und Empathie liegt bloß ein schmaler Grat. Demagogen mögen mit ihrem manipulativen Vermögen zu Macht gelangen, aber zu Empathie sind sie nicht fähig, sie bleiben halbfertig, halbe Menschen sozusagen. Dass Demagogen und Narren die Welt regieren, verwundert nicht weiter.

Verzeiht mir, liebe Lesende, meine etwas privatim Einlassungen an dieser Stelle. Mir schienen sie schon fast überfällig Wir lassen an dieser Stelle auch wiederum solche Gedanken fahren, ob man in der Welt Spuren hinterlassen müsse, um ein ganzer Mensch gewesen zu sein. Lucas hinterließ Spuren in der Welt, nicht zuletzt bei mir und bei den meisten Menschen, die ihm begegneten. Auch ging es unserem Lucas nicht mehr um all diese Fragen, die alle anderen Menschen an- und umtreiben: Er hatte sich entschieden, in der Welt der Ämter, Mandate, Ehrenauszeichnungen und Schlagzeilen der Zeitungen nichts weiter werden zu wollen. Das war für ihn nicht wichtig, wichtig war, bei sich selbst zu sein und das war er am meisten, wenn er sich verlor...

Lucas schaute erneut nach oben: Der Mond über dem Schiff erleuchtete nicht viel. Nur das Nahe, das Gegenständliche in dieser Welt, als da waren das Schiff selbst und die nächsten Wellen. Diese tauchte er in sein mattes Licht. Aber die Kraft dieser halben Leuchte, dieser kleinen Funzel, wie er für sich meinte, verlor sich rasch in der Weite der nächtlichen See. Er war nur ihr Abbild, ein matt-beschlagener Spiegel ihrer kraftvollen Strahlen, er war nur ihr trüber Glanz. Von ihr, der Sonne, bezog er sein Licht, sie war die Quelle allen Lebens, nur durch sie entstand all das Bunte, Betörende und Farbige der Welt. Er wandte den Kopf und blickte weiter nach oben am Himmel.

Da waren sie fast alle zu sehen, die Sterne, ganz gleichgültig, welche Namen die Menschen ihnen zu allen Zeiten und Orten gegeben und eingeteilt haben. Jede Kultur hat in ihrer Geschichte und in ihren Geschichten ihre eigenen Bilder in den Sternen gefunden. Die Menschen haben seit jeher versucht, sie zu sortieren und zu schematisieren. In vielen Kulturen wurden zwischen ihnen Linien gezogen, Verbindungen geschaffen und Abgrenzungen festgesetzt. Dann formten sich die eigentlich reichlich willkürlich gezogenen Linien zu fiktiven Bildern, als ob es sich um einzelne Wesen handelte, die nun voneinander getrennt ein eigenes Dasein erhalten, ein eigenes Leben eingehaucht bekommen. Dabei sind diese Bilder doch nur im Auge des einzelnen Betrachters existent, bleiben sie schließlich doch nur zutiefst menschliche Projektionen in den endlosen Sternenhimmel hinein.

Trotzdem gründen manche wiederum ganze Wissenschaften darauf, auf die viele Menschen sogar große Stücke halten und sich eine Art Weltanschauung in den Sternen zurechtzimmern. Verstanden hatte er dies nie, für ihn blieben die Sterne schlicht andere Sonnen, viele dazu begabt, selbst Leben zu entfalten.

Besonders oft finden sich Tiere als Sternbilder, als ob sich da oben die Tierchen wie auf einer Weide tummelten, die man besichtigt anlässlich eines sonntäglichen Spazierganges auf dem Lande oder eines Ausflugs in den städtischen zoologischen Garten. Wie frei von Bescheidenheit und Demut sind wir doch und machen noch die fernsten Sonnensysteme, von denen wir nichts weiter wissen, zu mehr oder minder niedlichen Tierchen, dachte Lucas. Obschon es sich doch um ganze, vollwertige, vielleicht gar perfektere Welten handeln kann und wird als die, auf der wir seit ein paar Tausend Jahren so allerhand Unheil angerichtet haben. Millionen von Sonnensystemen, ein jedes davon dazu befähigt, zumindest gleiches, aber vielleicht auch Größeres zustande zu bringen als das, was wir Menschen hervorgebracht haben. Und wir erklären sie einfach zu bloßen Punkten in unserem Sternensystem, um unsere mehr oder minder lustigen Kinderbilder von Tieren, die in den Sternen wohnen, zeichnen zu können. Sie wussten es früher nicht besser, es zeugt immerhin von Phantasie, sie waren dennoch bescheidener als heute, wo wir es inzwischen besser wissen könnten.

Leòn drehte sich eine weitere Zigarette und allerlei andere Dinge kamen ihm in den Sinn. Schon als kleines Kind hatte er die Stunden der Nacht sehr geliebt, wenn er ganz alleine war, wenn die Welt da draußen so still und sanft war und ihn nichts, kein Lärm, keine Menschen, keine Erwartungen und Pflichten von seinen freien Gedanken und Träumen abhielten und ablenkten. Wenn alles ruhig war und ihn nichts daran hinderte, ganz bei sich selbst zu sein. Diesen glücklichen Zustand auch gezielt und planvoll herbeizuführen, war ein frühes und sein stetes Anliegen. Manchmal bedachte Lucas schon als Kind, wie es wohl wäre, wenn er sich von all dem, was die Welt der Menschen gemeinhin ausmacht, entfernen und sich gänzlich abnabeln und entbinden könnte und weiter, wie es dann wohl wäre in einer Welt, in der nur er wäre. Oft schon hatte er in späteren Jahren gedacht, auf einem einsamen Gehöft nahe dem Meer im Languedoc-Roussillon oder auf einer Hütte in den Bergen der Provence zu leben. Nicht wirklich fern der anderen Menschen, aber doch so, dass man zwar stets die Berührung und Begegnung suchen kann, aber sie nicht aus alltäglichen Bedürfnissen oder Zwängen heraus suchen muss. Die Welt ist wohl zu klein geworden für Einsiedelei, um sich so ganz und gar von ihr abzuschirmen. Zudem stand Lucas noch nicht in aller Konsequenz danach wirklich der Sinn, zumindest nicht für das Jetzt und Gerade, so war es aber für ihn doch ein lebendiger Gedanke, insbesondere dann einmal, wenn er die ersten beiden Drittel seines Lebens hinter sich haben würde, wenn er alt sein würde...

Sein Blick kehrte zu den Sternen zurück und er dachte weiter, so wie der einzelne Mensch stets dazu neigt und aus Gründen der Selbsterhaltung auch dazu neigen muss, sich selbst als Maß zu begreifen, die Welt, die Sterne und insbesondere die anderen Menschen auf sich zu beziehen, so begeht die Menschheit auch in ihrer Gesamtheit genau diesen Fehler und das schon seit Jahrtausenden. Weil der Mensch sich eben als Krönung und Mittelpunkt begreift, erklärt, erforscht, erobert und beherrscht er. Dabei begeht er allerdings meist mehr Fehler, als dass er nicht nur für sich selbst einen Nutzen daraus ziehen würde, sondern es dem Fortkommen aller Mensch und dem kulturellen Fortschritt dienlich wäre. Besäße er jedoch nicht diesen selbstbezogenen Drang und auch keinen egoistischen Zwang, wäre er bloß bescheiden und selbstgenügsam wie eine Butterblume auf der Wiese oder ein Faultier im Waldhain, gleichsam im Zustand infantiler Unschuld, gäbe es vielleicht noch eine Evolution. Schlecht aber stünde es um kollektives Wissen, das sich in Millionen von Büchern angesammelt hat, schlecht verhielte es sich mit der menschlichen Zivilisation, welche erst das Überleben von so vielen unserer Art auf dem Planeten ermöglicht. Schon immer, wenn Menschen ein signifikantes Quantum mehr an Macht oder Wissen als ihre Zeitgenossen erlangt haben, neigten sie dazu, sich für unerreichbar, für vollkommen zu halten, stellte Lucas fest. Es würde die Menschheit von allerlei Großmachtsphantasien und Beherrschungsvisionen erlösen, wenn diese sich selbst mitunter auf den Boden der Tatsachen und den der schnöden Welt zurückholten. Jene, welche uns führen und beherrschen, müssten sich jeden Tag zumindest ein einziges Mal ihrer Winzigkeit, Zerbrechlichkeit und Endlichkeit allen Lebens, gerade auch ihres eigenen, bewusst werden, dachte Lucas.

Der Forscher, sinnierte Lucas weiter, darf und soll, ja muss sich sogar im Détail verlieren, spüren wie das Blut in seinem Kopf rauscht, wenn er eine jahrelang gesuchte Erklärung für ein physikalisches Problem gefunden hat oder endlich das Verbindungsstück zweier Spezies im Abstammungsdiagramm des Lebens beschrieben, schematisiert und kategorisiert und benannt hat. Ja, diese Begeisterung und Hingabe sind unerlässlich, das Platzen eines intellektuellen gordischen Knoten befreiend und die Ausschüttung des Adrenalins berauschend. Wer dies einmal verspürt hat, dessen Drang nach weiterem Verstehen, Be- und Ergreifen wird ihn immer wieder zu neuen Fragen und Antworten führen. Aber auch jeder Forschende sollte einmal am Tag, am Besten am Abend, die Muße finden, Maße zu halten, zunächst sein Tun in der Welt seiner Wissenschaft einordnen und begründen und schlussendlich sich selbst in der wirklichen Welt der Dinge und Menschen erden. So dachte Lucas beim Blick in die Sterne und beim Anblick aller anderen Welten.

Sein Blick ließ ab von den Sternen, schweifte zurück über das Meer und streifte den Himmel und den Horizont. Es überkam ihn ein Schütteln: Noch immer war die Nacht still und klar, das Meer plätscherte sanft unter dem Bug des Schiffes, es

funkelten Millionen von Sternen über das weite, dunkle Himmelsfirmament. Doch Lucas fühlte sich wohl in der Welt der Sterne, des Mondes und der Nacht über dem Schiff. Aber plötzlich, als er Richtung Osten schaute, wurde er auf der anderen Seite des Schiffes gewahr, dass sich das schwarze Nichts in der Mitte allmählich veränderte, kaum erahnbar zunächst, dann sich verfärbte, erst in ein dunkles, schließlich in ein helleres Grau. Er sah zwar nicht viel, fühlte jedoch deutlich, dass sich etwas bewegte und ereignete am Horizont. Zunächst bloß als zarte Nuancen im Grau, die anwuchsen, dann als einsame Strahlen zwischen dem dunklen Himmel und der tiefschwarzen See, die sanft schimmerten und beinahe wieder erstarben. In dessen innerstes Zentrum schob sich ganz allmählich etwas Schimmerndes. Als bald begann es stärker zu strahlen und zu leuchten, es war, als drückte ein lichter Keil in die Mitte des endlosen Schwarz'.

Plötzlich zerteilte das Licht der aufgehenden Sonne ganz jäh Erde und Himmel. Sie richtete das Oben und das Unten der Welt, des Himmels und des Meeres neu ein. Die Umrisse des Schiffes wurden klar und unterscheidbar, die Gegenständlichkeit der Welt kehrte zurück. Die Sonne schuf und gebar ihn stets auf ein Neues, den neuen Tag. Dann nach einigen Sekunden tat sich auf eine richtige Kluft, es wurde heller, aus den vielen Tönen des Grau erwuchs das dunkle Braun des hölzernen Segelschiffes, das Weiß der straff vom Wind gefüllten Segel, das dunkle Grünblau des Meeres unter dem Schiff, das leuchtende Blau des Himmels. Der goldorange Schein der Morgensonne bezauberte die Welt, hauchte ihr eine fast betörende Buntheit und unendliche Mannigfaltigkeit der Formen und Gestalten ein. Schon erkannte Lucas die erste Krümmung ihrer Kugel, schon schob sie sich aus dem Ozean ein Stück weit empor, schon siegte das Licht über die Dunkelheit. Das letzte dunkle Blau des Nachthimmels mit den vielen, allmählich zart verblassenden Sternen und Sternchen wurde verzaubert und verwandelt, verschwand und zerfloss schließlich in dem tiefen Indigo des frühen Himmels und des jungen Tages über Afrika.

Das Licht der Sonne legte sich wie ein zarter Schleier auf seinen bloßen Oberkörper, auf dem sich noch kurz zuvor die kleinen Härchen der Haut im Widerstand gegen den frischen Nachtwind aufgerichtet hatten. Ihr Licht und ihre Wärme vertrieben die Kühle von seiner Haut und die Kälte aus seinem Körper. Sie hauchte ihm Leben ein und schenkte ihm ein behaglich-warmes Gefühl. Getrost und getröstet ging er nunmehr vom Deck hinab in seine Kabine. Mit dem Gefühl und der Gewissheit, am richtigen Ort zur rechten Zeit zu sein, fand er bald darauf einen langen, tiefen Schlaf.

***** finis operis *****